Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen.

1918 Nr. 485 — Jahrgang 211

Bezugspreis: Für Halle und Vororte monatlich Mk. 1,25, vierteljährlich Mk. 3,75 frei Haus. Durch die Post monatlich Mk. 1,34, vierteljährlich Mk 4,00 außer Postgeld

Sonntag-Ausgabe
Sonntag, 22. September

Anzeigenpreis: Grundzeile je Zeile 35 Pfg., Geschäftsanzeigen 20 Pfg. + 10% Aufschlag, Auswärtige je Zeile 45 Pfg. — Reklamezeile 1 Mk. — Rabatt nach Tarif.

Geschäftsstelle Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62. Fernruf 7801, 5608—5610. Wochenbeilage: H. S.-Maschinen-Börse. — Postscheckkonto: Leipzig 20512.

Geschäftsstelle Berlin: Bernburger Str. 30. Fernruf Amt Kurfürst Nr. 6290. Eigene Berliner Schriftleitung. — Verlag und Druck von Otto Thiele, Halle-Saale.

Starke Angriffe vor der Siegfriedstellung gescheitert

U-Boot-Erfolge um England — In Italien örtliche Kämpfe — Französisches U-Boot im Mittelmeer versenkt

Neue U-Boot-Erfolge

Berlin, 21. Sept. (Amtlich.) Im Sperrgebiet um England wurden von unseren Unterseebooten

14 000 Br.-R.-T.

versenkt.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

*

Rotterdam, 21. Sept. „Maasbode" meldet: Der norwegische Dampfer „Gyler" (533 Br.-Reg.-To.) ist vermutlich in der Nacht vom 9. Sept. gesunken. Der Segler „Kurier" ist gesunken.

Oesterreichische U-Bootserfolge

Wien, 21. Sept. Das Kriegsministerium, Marinesektion, teilt mit: Eines unserer Unterseeboote hat am 20. September frühmorgens vor dem Cap Rodoni (nördlich Durazzo) ein großes französisches Unterseeboot mit Torpedoschiff versenkt. Außer dem 2. Offizier dieses Unterseebootes, Fregattenleutnant Eugene Lapevre, konnte niemand gerettet werden.

Türkischer Heeresbericht

Konstantinopel, 20. Sept. Tagesbericht vom 20. September. Palästinafront. Geringe Gefechtstätigkeit. Im Küstenabschnitt und beiderseits der Straße Jerusalem-Nabulus auch gestern gesteigertes feindliches Artilleriefeuer auf unsere Stellungen. Erkundungsvorstöße des Gegners wurden abgewiesen. Rege feindliche Fliegertätigkeit. Unsere Artillerie nahm feindliche Lager im Raume von Jerichow-Wadi Abdsch und Mendasee unter wirksamen Feuer. Unsere Truppen der Nahulen-Expedition haben die Rebellen nach Süden vertrieben und stehen vor Schobak. Sonst nichts Neues.

Zur Einnahme von Baku

Konstantinopel, 21. Sept. Die Blätter drücken ihre lebhafte Befriedigung über die Einnahme von Baku durch Truppen in Aserbeidschan aus und weisen darauf hin, daß der Feind keine Zeit hatte, die Naphtha-Quellen und Anlagen, die gleichfalls besetzt worden sind, zu zerstören. Die Nachricht von der Einnahme Bakus rief in der Stadt lebhafte Genugtuung hervor und gab zu Freudenkundgebungen der hier weilenden Muselmanen und kaukasischen Abgesandten Anlaß.

Erzbergers Phantasieen

Berlin, 21. Sept. Die „Voss. Ztg." veröffentlicht das Schlußkapitel aus einer demnächst erscheinenden Schrift des Reichstagsabgeordneten Erzberger, die den Titel führen wird: „Der Völkerbund der Weg zum Frieden". Der Verfasser bezeichnet die Schrift selber als einen Verfassungsentwurf des Völkerbundes, der kritisiert werden und gegebenenfalls zu praktischen Vorschlägen führen soll. Der Entwurf enthält u. a. folgende Leitsätze:

Der Völkerbund ist ein ewiger Bund zur friedlichen Erledigung aller zwischen den Staaten entstehenden Streitfragen und zur gemeinsamen Pflege des Rechts und der Wohlfahrt der Völker. Jeder souveräne Staat kann auf Grund des Beschlusses seiner gesetzgebenden Körperschaft dem Völkerbund beitreten. Der Bund gilt als zustande gekommen, wenn sich unter den Mächten, die ihren Beitritt erklären, folgende befinden: Deutschland, England, Frankreich, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Rußland. Der Sitz des Völkerbundes ist im Haag, wo ein internationales Büro seine Geschäfte führt, das von einem ständigen Verwaltungsrat geleitet und beaufsichtigt wird. Die Kosten des Büros werden von den Bundesstaaten durch Beiträge im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl aufgebracht. Der Völkerbund gewährleistet den territorialen Besitz eines jeden Bundesstaates, sowie den ungestörten Besitz der Kolonien der Bundesstaaten. Jeder Bundesstaat ist in seinen innerpolitischen Angelegenheiten völlig unabhängig und in außenpolitischen Angelegenheiten im Rahmen der Verfassung des Völkerbundes. Die im Völkerbund zusammengeschlossenen Staaten verpflichten sich, alle zwischen zwei oder mehreren von ihnen entstehenden Streitigkeiten, die nicht auf diplomatischem Wege oder durch die guten Dienste oder Vermittlung einer befreundeten Macht oder mehrerer befreundeter Mächte haben erledigt werden können, einem für den besonderen Fall zu bildenden Schiedsgericht zu unterbreiten und sich dessem Einspruch zu unterwerfen.

Amerikanisches Abkommen mit Dänemark

Washington, 20. Sept. (Reuter.) Zwischen den Vereinigten Staaten und Dänemark ist ein Handels- und Schiffahrtsabkommen abgeschlossen worden. Es ist von derselben Art, wie das Abkommen der Vereinigten Staaten mit Schweden und Norwegen. Nach dem Abkommen wird Dänemark jährlich 352 000 Tonnen Lebensmittel und andere Bedarfsartikel bekommen. Dänemark stellt dafür den Vereinigten Staaten und den Alliierten Schiffsraum zur Verfügung. Von den gemäß diesem Abkommen eingeführten Waren darf nichts direkt oder indirekt an die Mittelmächte ausgeführt werden.

Abendbericht des Großen Hauptquartiers

Berlin, 21. Sept., abends. (Amtlich.) Vor unserer Siegfriedfront zwischen dem Walde von Gouzeaucourt und Hargicourt sind große einheitliche Angriffe der Engländer unter schwersten Verlusten für den Feind gescheitert.

Der österreichische Generalstabsbericht

Wien, 21. Sept. Amtlich wird verlautbart:

Italienischer Kriegsschauplatz

Eine feindliche Unternehmung gegen Stellungsteile im Tonale-Abschnitt wurde durch unser Vernichtungsfeuer im Keime erstickt.

In den Judikarien, im Conceital bei Mori und auf der Hochfläche örtliche Kleinkämpfe.

Zwischen Brenta und Piave beschränkte sich der Italiener nach den Mißerfolgen der letzten Tage auf schwächere Vorstöße gegen unsere Tasson-Stellung nordöstlich des Monte Pertica, die alle restlos abgewiesen wurden.

Westlicher Kriegsschauplatz

Bei den k. u. k. Truppen nichts von Belang.

Albanien

Keine nennenswerte Gefechtstätigkeit.

Der Chef des Generalstabes.

Rücktritt Capelles

Berlin, 21. Sept. Wie die „Tägl. Rundsch." mitteilt, wird der beurlaubte Staatssekretär des Reichsmarineamtes von Capelle von seinem Urlaub nicht mehr zurückkehren, so daß Behnke als sein definitiver Nachfolger anzusehen ist.

Rußland schließt sich der österreichischen Note an

Wien, 21. Sept. Das neue 8 Uhr-Blatt erfährt aus diplomatischen Kreisen, der russische Sowjet hat beschlossen, sich der österreichisch-ungarischen Friedensnote anzuschließen.

Kaiser Karl an den Papst

Bern, 21. Sept. „Avanti" veröffentlicht eine Mitteilung der römischen „Agenzia Centrale", wonach die Wiener Note am Mittwoch amtlich im Vatikan eingetroffen und von einem Handschreiben Kaiser Karls an den Papst begleitet gewesen sei. Kaiser Karl erinnert den Papst in seinem Briefe an die vom Vatikan bereits unternommenen Friedensschritte und versichert ihm, daß die Mittelmächte vom besten Wunsche beseelt seien, den Konflikt zu beendigen. Der Kaiser macht jedoch keinerlei Andeutungen, in welchem Sinne die verschiedenen Fragen bei Verhandlungen gelöst werden könnten. Der Papst habe Brief und Note aufmerksam gelesen, jedoch vermieden, irgendeine Ansicht zu äußern.

Verschwörung unter den Bolschewisten

Wien, 21. Sept. In dem wichtigen Bahnknotenpunkt Koslow vor Woronesch wurde eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt, die vom Vorsitzenden des Sowjets Jawrow und dem Kriegskommissar Koruchowitsch geleitet wurde. Die sogenannte eiserne Kompagnie der roten Armee trat zu den Verschwörern über. Zwei Regimenter blieben jedoch der Regierung treu. Die Unterdrückung des Aufstandes geht im ganzen Kreis vor sich.

Ein Attentat auf Trotzki

Leipzig, 20. Sept. Wie der Sonderberichterstatter der „Leipziger Abendztg." aus Kiew meldet, wurde auf Trotzki in Kursk ein Attentat unternommen. Ein Soldat schoß auf Trotzki, verfehlte ihn aber. Der Korrespondent meldet weiter, daß die ukrainische Regierung eine Verschwörung auf Ermordung des Leiters der russischen Friedensdelegation Kokowsky aufgedeckt habe.

Mut und Zuversicht, Deutsches Volk!

Von Geheimrat Prof. Dr. Backhaus, Berlin.

Die Reden des Deutschen Kaisers in Essen, des Vizekanzlers von Payer in Stuttgart und des Staatssekretärs Dr. Solf in Berlin haben den deutschen Standpunkt in seiner ganzen Gerechtigkeit und Mäßigkeit dargelegt und sicher die Stimmung im deutschen Volke gehoben. Man hatte stets gewünscht, daß den Hetzreden Lloyd Georges und den Heucheleien Wilsons etwas kräftiger entgegengetreten worden wäre. Wenn man es billigt, daß deutsche Staatsmänner und die deutsche Presse im Gegensatz zu unseren Feinden die Lüge und die Phrase verschmähen, wenn sogar die fortwährenden feindlichen Brandreden unverkürzt in deutschen Zeitungen abgedruckt werden, so ist es doch unbedingt nötig, um in Deutschland, sowie in neutralen und den feindlichen Ländern die Wahrheit nicht ganz zu ersticken, daß offenbare Lügen immer wieder an den Pranger gestellt werden. Gelogen ist es aber, daß England nur für die Freiheit der Welt und für die Verbreitung der Zivilisation gegen den preußischen Militarismus und den deutschen Imperialismus in den Kampf getreten ist. Die Wahrheit ist vielmehr, daß England den Krieg gegen Deutschland schon lange vorbereitet hat, ganz allein im Geschäftsinteresse, um den aufstrebenden deutschen Handel, die einzigartige deutsche Industrie zu unterdrücken und dadurch selbst mehr Profit zu erzielen. England, das Indien bis zum Verhungern unterdrückt und ausgesaugt hat, das sich nicht scheute, im Burenkriege Frauen und Kinder umzubringen, das die Irländer ebenso wie die Aegypter und andere Völker knechtet, in seinen Kolonien die größten Grausamkeiten gegen die Eingeborenen ausführt, von Spanien Gibraltar, von Italien Malta, von Argentinien die Falklandinseln und an allen Wasserstraßen der Welt sich Stützpunkte geraubt hat, das noch in diesem Kriege Griechenland, ebenso wie Portugal und andere Bundesgenossen vergewaltigt, hat wahrlich keine Ursache, sich als die ehrliche, aufrechte Nation hinzustellen, und die Deutschen als Unterdrücker und Eroberer zu bezeichnen.

Ebenso ist es die Wahrheit, daß Amerika gleichfalls nur aus Geschäftsinteresse in den Krieg eingetreten ist. Wenn es Präsident Wilson ernst gewesen wäre um die Freiheit der Meere, dann hätte er darauf dringen müssen, daß die amerikanischen Dampfer trotz der englischen Blockade nach Hamburg fahren durften. Im Vergleich zu der französischen Rachsucht, den englischen und amerikanischen Weltherrschaftplänen vertritt Deutschland mit seinen Bundesgenossen die gute und gerechte Sache, nämlich die Erhaltung ihres Bestandes gegenüber dem Vernichtungswillen der Gegner. Bis jetzt hat in den vier Jahren des Weltkrieges auch die deutsche Sache gesiegt, und dies wird so auch hoffentlich gegenüber dem jetzigen Ansturm von Franzosen, Engländern und Amerikanern im Westen bleiben. Die in den Krieg gehetzten Völker des Ostens haben mit Deutschland Frieden geschlossen. Dadurch wird es den Deutschen erleichtert, den vereinigten westlichen Feinden standzuhalten.

In den letzten Monaten haben unsere Gegner an der Westfront sicher einen Verlust von etwa einer Million Menschenleben gehabt. Demgegenüber hat unsere Heeresleitung wohl daran getan, das kostbare deutsche Blut zu schonen und lieber einiges verwüstete Gelände dem Gegner zu überlassen. Wollte dieser nach den prahlerischen Reden der Engländer wirklich kämpfen bis zum Verdrängen der Deutschen aus Frankreich und Belgien, so müßte er eine weitere Blutschuld von mindestens drei Millionen Menschenleben bei den für ihn erschwerten Verhältnissen des Kampfes auf sich nehmen, ohne eine Gewähr des Erfolges zu haben. Es würden ferner die blühenden Gefilde von Frankreich und Belgien, die bis jetzt noch verschont geblieben sind, der vollständigen Vernichtung geopfert werden und damit auf Jahrzehnte und Jahrhunderte Milliarden von Werten dem Untergang. Es ist nicht möglich, daß die betörten Völker des Westens auf die Dauer solches Beginnen ihrer verblendeten Regierung dulden werden!

Darum stehen die Aussichten für Deutschland durchaus günstig. Es gilt, unser tapferes Heer zu stärken und in der Heimat auszuhalten; dann wird die gerechte deutsche Sache sicher zum Siege kommen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191809221-18/fragment/page=0001

Zum Tod des schwedischen Prinzen

Stockholm, 20. Sept. Die Königin sowie Prinz Wilhelm hielten sich bis zum Augenblick des Todes des Prinzen Erik im Krankenzimmer im Schlosse Drottningholms auf. Der Besuch des Königs in Kopenhagen zu der am 26. September stattfindenden Geburtstagsfeier des dänischen Königs sowie der Besuch des Königspaares in Lund am 27. September anläßlich des Universitätsjubiläums ist aufgegeben.

Bulgarischer Heeresbericht

Sofia, 21. Sept. Generalstabsbericht vom 19. Sept.: Mazedonische Front: Auf der Cervena Stena und in Gegend von Bitolia zeitweilig lebhafteres beiderseitiges Artilleriefeuer. Nördlich Bitolia und im Cernabogen wurden feindliche Sturmabteilungen, die nach Artillerievorbereitung in unsere Gräben einzudringen versuchten, durch Feuer abgewiesen. Oestlich der Cerna fanden den ganzen Tag über schwere Kämpfe mit wechselndem Erfolge statt. Zwischen der Ortschaft Gheli und dem Doiran-See erneuerte der Feind seine erbitterten Angriffe, denen ziemlich heftige Artillerie- und Gasvorbereitungen vorangingen. Nach hartnäckigem Kampfe gelang es dem Feinde, zeitweilig in unsere vorgeschobenen Stellungen einzudringen, aber durch schneidigen Gegenangriff unserer Truppen wurde er mit bedeutenden Verlusten für ihn vertrieben und ließ Gefangene in unseren Händen, darunter mehrere griechische Offiziere. Auf diesem Schlachtfeld, auf dem seit zwei Tagen unsere tapferen Regimenter ihre Stellungen in erbitterten Kämpfen Mann gegen Mann verteidigen, erlitt der Feind außerordentlich schwere Verluste an Toten.

Die baltischen Journalisten in Berlin

Berlin, 21. Sept. Die baltischen Tagesschriftsteller besichtigten gestern nachmittag unter Führung des Bürgermeisters Dr. Reicke das Virchow-Krankenhaus, dessen Bau, Einrichtung und Organisation ungeteilte Bewunderung fanden. Am Abend fand ein Empfang beim Magistrat und Stadtverordneten von Berlin im Rathause statt, an dem auch Vertreter der Staats- und Militärbehörden und der Berliner Presse teilnahmen. Beim Mahle begrüßte Oberbürgermeister Wermuth die Gäste mit einer Ansprache, in der er auf die Freundesgefühle hinwies, welche den Balten überall in Deutschland entgegengebracht seien und auf den entschlossenen Ernst, mit dem unser Volk auch jetzt noch den Stürmen die Stirn biete und bieten müsse. Freude empfinde man jedoch über das Reiche und Schöne, was die harte Zeit geboren und für das Vorwärtsschreiten der Menschheit geleistet habe. Dazu gehöre auch das neue Sprießen an der Ostsee nach Aufhören des russischen Druckes, wo uralte Bildung frische Blüte zu treiben sich anschicke, nachdem sie sich durch Jahrhunderte zäh gegen übermächtiges Fremdes behauptete.

Der französische Staatssekretär für Elsaß-Lothringen

Seit ein paar Tagen gibt es bei der französischen Regierung auch ein Unterstaatssekretariat für Elsaß-Lothringen, dessen Inhaber der frühere Botschafter Frankreichs in Berlin, Jules Cambon ist. Damit wollen Clemenceau und seine Regierung den Franzosen zeigen, wie nahe bereits die Wiedergewinnung der „verlorenen Provinzen" für Frankreich gerückt sei. Und da die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens nicht ohne einen entscheidenden Sieg und die völlige Niederwerfung Deutschlands denkbar ist, wollen sie ihren durch den Krieg so übel mitgenommenen Landsleuten den Glauben beibringen, der Triumph der französischen Waffen stehe unmittelbar bevor und sei unausbleiblich, wenn man nur noch die letzte große Anstrengung mache. Gleichzeitig soll der Schritt aber auch die Entschlossenheit Frankreichs bekunden, die Rückeroberung Elsaß-Lothringens als unbedingtes Kriegsziel anzusehen. Daß dieses Kriegsziel bei den Franzosen immer bestandn hat, liegt wohl außer jedem Zweifel. Alle politischen und militärischen Vorbereitungen Frankreichs seit 1870/71 waren auf dieses Ziel gerichtet, und man darf auch wohl als sicher annehmen, daß es einer der Hauptpunkte des französisch-russischen Zweibundvertrages gewesen ist. Die Engländer dagegen haben sich erst allmählich im Verlaufe des jetzigen Krieges der früher von ihnen abgelehnten Forderung der Franzosen angeschlossen, und zwar fortschreitend in dem Maße, wie sie den Boden Frankreichs zum Kampfplatz für ihre eigenen Interessen machten. Die gleichen Gesichtspunkte waren für Wilson und seine Haltung zu der „elsaß-lothringischen Frage" maßgebend, die zunächst für die nordamerikanische Union gar nicht in Betracht kam.

Die Franzosen haben sich eine Zeitlang bemüht, ihre Ansprüche auf Elsaß-Lothringen mit geschichtlichen, politischen und völkischen Gründen zu rechtfertigen. Als sie damit, wie selbstverständlich, kein Glück hatten und das schöne Wort von der „Erlösung der geknechteten Provinzen" und von der „Wiedergewinnung der verlorenen Brüder", die sich angeblich nach dem „Mutterlande" zurücksehnten, im Spiegel der Geschichte „nichte gemacht und von den Elsaß-Lothringern selbst zurückgewiesen wurde, verlegte man sich darauf, die Wiederholung des früher an Deutschland begangenen Raubes als unerläßliche Bedingung für die Aufrechterhaltung der Stellung und des Ansehens Frankreichs zu deuten; Elsaß-Lothringen wurde zum Sinnbild des Sieges Frankreichs gemacht, und England wie Nordamerika waren aus den oben angedeuteten Gründen mehr und mehr bestrebt, diese Auffassung bei den Franzosen zu verstärken. Daß diese in ihrer Geistestätigkeit bald über den Grundgedanken hinausschossen und das ganze linke Rheinufer und noch mehr von Deutschland zum Ziel ihrer Raubgelüste machten, kann nicht wundernehmen. Auf diese Weise wurde wenigstens nach dieser Richtung hin die nackte Eroberungspolitik, die die letzte Triebfeder der Entente ist, klargestellt, zumal man auf feindlicher Seite das gepriesene Selbstbestimmungsrecht der Völker für Elsaß-Lothringen völlig außer Kurs gesetzt hat.

Die psychologischen und politischen Beweggründe, die die französische Regierung zu der Errichtung des Unterstaatssekretärs für Elsaß-Lothringen geführt haben, können aber der Lächerlichkeit keinen Abbruch tun, die Clemenceau und seine Helfershelfer mit diesem Schritt auf sich laden. Italien hatte bekanntlich vor längerer Zeit einen ähnlichen Akt für die „unerlösten Provinzen" vollzogen. Berzilai, der mit dem Amt eines Ministers für diese Provinzen betraut war, hat sich bald vor dem Spott, der ihm reichlich beschert wurde, zurückgezogen. Jules Cambon scheint die Wahrheit des bei seinen Landsleuten gebräuchlichen Wortes, daß „Lächerlichkeit tötet", erst noch an sich erproben zu wollen. Was er bis jetzt zu „verwalten" hat, ist ein winziger Teil des Oberelsaß, den wir vorläufig ruhig den Franzosen überlassen haben. Hindenburg und seine Heere werden ihn schon zur rechten Zeit wiederholen, im übrigen aber dafür sorgen, daß Jules Cambon keine Gelegenheit findet, seine Verwaltungstalente im deutschen Reichslande zu entfalten. Daß das ganze deutsche Volk dabei hinter Hindenburg steht, brauchen wir kaum zu betonen. Die Kundgebungen aller Volkskreise, aller Parteien in Deutschland sind einmütig in der Erklärung: Elsaß-Lothringen ist deutsch und soll ewig deutsch bleiben!

Masken und Maskenträger

Von Dr. Karstedt, Steglitz.

Während Lord Cecil der Welt das englische Blaubuch ankündigte, das ihr beweisen soll, welch edle Tat England begeht, indem es die deutschen Kolonien und ihre farbigen Bewohner von der Barbarei des „Prussianismus" „befreit", arbeitete die englische Propaganda bereits rüstig mit Zehntausenden von Broschüren und Zeitungsartikeln in der Schweiz und sonstigen neutralen Ländern, um alle tatsächlichen oder angeblichen Verfehlungen der deutschen Kolonialpolitik dem Zweck der Annektion der deutschen Kolonien durch England nutzbar zu machen. Eine Baseler Zeitung fragte zwar kürzlich mit boshaftem Spott, wie es käme, daß immer ausgerechnet in dem Augenblick, wo der englische Appetit sich rühre, moralische Bedenken gegen andere sich regten, aber wir können leider nicht hoffen, daß solche naiveisen Fragen den Londoner Drahtziehern häufiger gestellt werden. Dazu hat deutsche Langsamkeit das Gift sich bereits zu tief fressen lassen.

Gewiß, es wäre eine Kleinigkeit, Bände zu füllen mit den elendesten Grausamkeiten aus den letzten Jahrzehnten der englischen und französischen Kolonialgeschichte. Angefangen mit den englischen Offizieren, die im Sepoyaufstand gefangene indische Offiziere das Blut ihrer hingerichteten Kameraden von den Steinen auflecken ließen, mit den Sportjagden auf die Ureinwohner von Tasmanien bis zu den hingemordeten 14 000 Burenfrauen und -kindern. Oder von dem französischen Beamten, der vor 12 Jahren im Kongo Eingeborene zum Tode beförderte, indem er in ihre Körper gewängte Dynamitpatronen zur Explosion brachte und diese Leistung mit ganzen fünf Jahren Gefängnis zu büßen hatte. Oder von den Greueln im Kongostaat mit der tarifmäßigen Händeabhackerei! Wie gesagt, Bände ließen sich füllen, vor deren Inhalt die Taten der paar räudigen Schafe in Kamerun oder Ostafrika verblassen würden. Aber wir können darauf verzichten, weil die Tatsache, daß die gesamte englische Kolonialgeschichte — bis zur Abschlachtung der Ceylonesen im Jahre 1917 — eine Geschichte ewigfließenden Blutes ist, keines Beweises mehr bedarf. Wenn aber jetzt die englische Propaganda Leute in den Kampf schickt für die allein seligmachende englische Herrschaft, die kurz vor dem Krieg auf Grund ihrer Kenntnis der deutschen Kolonialverhältnisse nicht genug laute Tone für eben diese deutsche Tätigkeit fanden, die sie jetzt — sei es für den Ruhm Englands oder für einige Silberlinge — ebenso laut als „barbarisch", „unchristlich", „hunnisch" verschreien, dann ist es nicht nur angebracht, sondern Pflicht, diesen Edelmenschen mit dem moralischen Januskopf die Maske vom Gesicht zu reißen.

An erster Stelle steht da Sir H. H. Johnston, früher Gouverneur in Uganda und Zentralafrika und einer der hervorragendsten englischen Kolonialpolitiker. Vor dem Krieg trat er in einem 1913 erschienenen Buch „Gesunder Menschenverstand in der Auswärtigen Politik" (deutsch bei D. Reimer 1917) für eine gewaltige Vergrößerung des deutschen Kolonialgebietes ein, und zwar um den größeren Teil des belgischen, den ganzen französischen Kongo und Teile des portugiesischen Kolonialbesitzes in Afrika. Johnston ist mit der deutschen Kolonialpraxis vielfach in amtliche und private Berührung gekommen, so daß seine jetzt plötzlich entdeckte Abscheu gegen die deutschen Kolonialmethoden komisch wirken könnte, wenn es nicht so schön in seinen Plan vom „Afrika englisch" hineinpassen würde.

Sein treffliches Gegenstück ist der englische Missionar J. H. Harris, der in einer Broschüre „Germany's lost Colonial Empire" einen Wust von falschen oder mindestens übertriebenen Anklagen gegen die deutsche Kolonialverwaltung mit dem Zweck der kolonialen Diskreditierung Deutschlands zusammenrührt und heute als Kronzeuge der englischen Propaganda gegen die Möglichkeit der Rückgabe der deutschen Kolonien benutzt wird. — Dieser Mann hat kurz vor Ausbruch des Krieges, 1914, unter dem Titel „Dawn in darkest Africa" ein Buch erscheinen lassen, in dem er — genau wie Johnston — für die Verstärkung Deutschlands in Afrika um den belgischen und französischen Kongo eintritt! Damals schrieb er u. a.: „Wenn man die Eingeborenen um Rat fragen wollte, so würden sie in beiden Kolonien (d. h. Belgisch- und Französisch-Kongo) zweifellos für eine Abtretung (d. h. an Deutschland) stimmen." Und an anderer Stelle schrieb er bei Besprechung der Abtretungsmöglichkeit: „Deutschland begrüßt die Handelshäuser aller Nationen und behandelt sie gut." Das war Herr Harris 1914, derselbe Herr Harris, der jetzt als Helfer des länderfressenden englischen Imperialismus Wehe ruft bei dem Gedanken, daß die armen Eingeborenen wieder der „deutschen Grausamkeit" preisgegeben werden könnten!

Auch die Liste dieser wandelbaren Kolonialpolitiker mit ihrer entgegengesetzten Friedens- und Kriegsüberzeugung ließe sich vermehren. Aber es mag bei dem Geschilderten sein Bewenden behalten. Wenn die englische Regierung selbst sich nicht entblödet, amtlich durch Balfour, Cecil, Lloyd George die ausgefallensten Lügen über die deutsche Kolonialregierung zu verbreiten, nachdem sie 1913/14 noch mit Deutschland über die Teilung der portugiesischen Kolonien verhandelte, dann ist es schließlich nicht weiter auffällig, wenn die Götter zweiten Grades glauben, mit der Verdrehung der Wahrheiten von gestern in die Lügen von heute noch ein hochmoralisches Werk zu begehen. Letzten Endes wird auch da das Tallenrandsche Wort wohl zu seinem Recht kommen: „Es gibt eine Waffe, die stärker als jede Verleumdung ist — die Wahrheit!"

Nutzen wir die Wahrheit!

Deutscher Jugendfürsorgetag

Unter starker Beteiligung aus dem ganzen Reich und unter Teilnahme vieler Vertreter von Staatsbehörden, Gemeindeverwaltungen und Vereinigungen wurde Donnerstag abend der Deutsche Jugendfürsorgetag in der Stadthalle des neuen Stadthauses in Berlin mit einer Begrüßungsversammlung eröffnet. Der Vorsitzende, Bürgermeister v. Hollander (Mannheim), betonte die Bedeutsamkeit der Frage, wie unsere Jugend herangezogen werden könne zu tüchtigen und gesunden Gliedern unseres Volkes. Namens des Preußischen Justizministeriums begrüßte die Versammlung Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Steuber. Er stellt aus dem Einladungsaufruf mit Befriedigung fest, daß den deutschen Behörden Anerkennung und Vertrauen von so urteilsreifen Männern mit reicher Erfahrung ausgesprochen werde. Die Justizverwaltung habe das Streben nach gesunder Fortentwicklung stets unterstützt. Stadtschulrat Dr. Naumann überbrachte den Gruß der Stadt Berlin. Geheimer Ober-Reg.-Rat Dr. Schlosser vom Ministerium des Innern und zugleich Vertreter des Preuß. Kultusministers, glaubt, daß der Schritt der preußischen Regierung, der Not der Jugend durch Schaffung von Jugendämtern alsbaldige Abhilfe zu schaffen, allseitige Zustimmung finden werde. Allerdings scheine eine starke Strömung für eine reichsgesetzliche Regelung vorhanden zu sein. Es sei zugegeben, daß damit manche Hemmnisse, welche zurzeit der Regelung der Jugendfürsorge in der Reichsgesetzgebung entgegenstehen, beseitigt werden würden. Eine reichsgesetzliche Regelung würde aber Zeit und Vorarbeiten bedürfen. Die Not der Jugend verbietet ein Hinausschieben der Arbeit, die Reichsgesetzgebung wird damit nicht ausgeschlossen. Ergänzungs- und Verbesserungsanregungen werden Regierung und Landtag gern entgegennehmen. Nach weiteren Ansprachen hielt Professor Aloys Fischer (München) einen Vortrag über Gemeinschaftsarbeit und Persönlichkeitspflege in der Jugendpflege. — Heute vormittag wurde der Deutsche Jugendfürsorgetag unter starker Beteiligung in dem „Beethoven-Saal" eröffnet. Bürgermeister Hollander begrüßte die Teilnehmer. Nachdem Staatssekretär Dr. Aldag für die Stadt den Vorsitz übernommen hatte, sprach Professor Dr. Klumker (Frankfurt a. M.) über die Notwendigkeit des Ausbaues der öffentlichen Jugendfürsorge im Reich. Die Erscheinungen des Geburtenrückganges und der Kriegsnöte stehen nur anscheinend im Zusammenhang mit der Jugendamtsberatung. Wie beim Schulunterricht, können wir auch die Berufsausbildung nicht mehr der freien Tätigkeit überlassen. Hier stehen wir nahe vor der Notwendigkeit eines staatlichen Eingreifens. Die Leistungen von Staat und Gesellschaft sind bisher auf dem Gebiete der Erziehung vollkommen ungenügend gewesen. Nach Erörterung der Formfrage kommt Redner zu folgender Schlußfolgerung: Nähere öffentliche Kinderfürsorge kann ohne Veränderung ihrer gesetzlichen Grundlagen nicht so gestaltet werden, daß sie ihre bedeutsamen Aufgaben wirklich zu lösen vermag. Eine gründliche Besserung ist nur von der Reichsgesetzgebung zu erwarten. An den Vortrag knüpfte sich eine allgemeine Aussprache.

Provinz Sachsen und Umgebung

Tagung der Verkehrsvereine

Weimar, 20. September.

Heute nachmittag fand zur Einleitung der Tagung des Bundes deutscher Verkehrsvereine eine Sitzung des Ausschusses statt. Als Hauptteil dieser ersten Sitzung ist der Vortrag des ersten Vorsitzenden Gontard zu betrachten, der über die Abwehr feindlicher Propaganda im bevorstehenden Wirtschaftskampfe mit besonderer Berücksichtigung des Fremdenverkehrs sprechen wird. Nach seinen Ausführungen fordert der Fremdenverkehr eine sobald als möglich durchzuführende Freiheit der Bewegung, insbesondere auf dem Gebiete des Beförderungswesens, des Ernährungswesens und des Hotelwesens. Die früher geübte Rücksichtnahme auf die Wünsche der Reisenden ist wieder aufzunehmen. Durch die Bewegungsfreiheit soll nicht nur die Leistungsfähigkeit des einzelnen gestärkt, sondern es soll auch feindlicher ungünstiger Meinung über Reiseverhältnisse in Deutschland das Wort entzogen und dadurch feindlicher Propaganda Abbruch getan werden. Um mit der deutschen Propaganda an richtiger Stelle, zum richtigen Zeitpunkt und in richtiger Weise im Ausland einsetzen zu können, ist eine Ausnützung aller zur Verfügung stehenden Nachrichten möglichst über das Ausland anzustreben. Hierbei ist dem Bunde tunlichst der Einfluß zu sichern. Bei allen in Frage kommenden Einrichtungen ist eine wesentlich eingehendere Berücksichtigung des Fremdenverkehrs zu verlangen. Bei Neuordnung der deutschen Auslandsvertretung (Hamburger Vorschläge) ist zu verlangen, daß wichtigen Kenntnisse geeignete Mitarbeiter und Berater beigeordnet werden, die die Fremdenverkehrswerbung sach- und fachgemäß bearbeiten.

An der weiteren Aussprache über das Thema beteiligte sich Konsul Schlesier (Berlin), Herausgeber des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes und des deutschen Ueberseedienstes, ferner der Vertreter des deutschen Kolonialinstituts Wenhmann. Von den übrigen Punkten der Tagesordnung wurde die Tätigkeit des Ausschusses für Förderung des Reiseverkehrs an deutschen Bahnen, der Ausbau der Verkehrskörperschaften im Hinblick auf die Verkehrswerbung nach dem Kriege sowie die Ausbildung der Verkehrsbeamten eingehend erörtert. Am Abend fand eine gesellige Zusammenkunft statt, die für die Teilnehmer überaus anregend verlief.

Auszeichnungen.

Von den Beamten der Kgl. Generalkommission und der Spezialkommission in Merseburg haben verliehen erhalten: Präsidialsekretär Rechnungsrat Eichardi und Oberlandmesser Friedrichsen den Roten Adlerorden 4. Klasse, Oberlandmesser Friedrichson, Generalkommissionssekretär Mitzke, Spezialkommissions-Bureauvorsteher Dietrich, Vermessungsassistent Herdel und Kanzeilsekretär Hoppe das Verdienstkreuz für Kriegshilfe.

t. **Merseburg**, 21. Sept. (Straßenbahn Merseburg-Leuna-Rössen.) Das Projekt zum Bau der Straßenbahn von Merseburg nach Leuna und der Rössener Kolonie des Ammoniakwerkes Mereburg liegt von heute ab bis zum 5. Oktober im Bureau des Kgl. Landratsamts zur Einsicht aus. Einsprüche müssen während dieser Zeit eingereicht werden.

W. **Meiningen**, 20. Sept. (1 Million für Wohlfahrtszwecke.) In der gestrigen Sitzung stand die Verwendung der Ueberschüsse der Domänenkasse auf der Tagesordnung. Der Finanzausschuß beantragt, der Vorlage zuzustimmen, den Antrag der Linken abzulehnen und folgende Entschließung zu fassen: „Wir richten an die Herzogliche Staatsregierung das Ersuchen, aus den Domänenüberschüssen des Jahres 1918 einen Betrag von 1 Million Mark auszuscheiden und zu Kriegswohlfahrtszwecken, insbesondere zum Bau von Kleinwohnungen und Kriegerheimstätten zu verwenden." Nach lebhafter Aussprache wurde der Antrag des Finanzausschusses angenommen.

—s— **Eisenach**, 21. Sept. (Stadtsparkasse.) Die Verhandlungen der Stadtverwaltung mit der Leitung des von der Großherzogin Maria Paulowna gegründeten Sparkassenvereins für Stadt und Land Eisenach zum Zwecke einer Verschmelzung mit der zu gründenden Stadtsparkasse nach dem Vorbilde Weimars sind, trotzdem sich auch die Großh. Staatsregierung lebhaft für den Plan interessierte, endgültig gescheitert, so daß nunmehr die Stadtsparkasse als selbständiges Institut ins Leben tritt. Zur Förderung des Wohnungswesens wird das neue Geldinstitut auch zweite Hypotheken bis zu einer Beleihungsgrenze von 60 Prozent gewähren. Die ursprünglich geplante Beleihungsgrenze von 75 Prozent wurde vom Staatsministerium heruntergesetzt.

— **Gotha**, 21. Sept. (Kleinsiedlungsgesellschaft.) Dieses Unternehmen ist jetzt handelsgerichtlich eingetragen und bezweckt u. a. die Ansiedlung von Arbeitern, Handwerkern, Kleingewerbetreibenden, Beamten und ähnlichen sowie diesen Volkskreisen entstammenden Kriegsteilnehmern und ihren Hinterbliebenen im Herzogtum Gotha mit Eigenhaus auf einem Grundstück zur landwirtschaftlichen (gärtnerischen) Nutzung ingleichen die Schaffung bäuerlicher Siedelungen in diesem Staatsgebiet in einer Rechtsform, die die Spekulation möglichst ausschließt, die Vermittelung des An- und Verkaufs von Landgütern auf gemeinnütziger Grundlage.

— **Ziegenrück**, 20. Sept. (Besichtigung.) In den nächsten Tagen bereist eine staatliche Kommission das Saalegebiet zwecks Besichtigung des Geländes. Wie der „Kreisanzeiger" schreibt, steht offenbar diese Reise mit der Errichtung der staatlichen Talsperre in Verbindung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191809221-18/fragment/page=0002

Aus Halle und Umgebung

Halle, 22 September.

— **Militärisches.** Befördert wurden: zum Hauptmann, Rittmeister usw.: Oberleutnant d. Res. Graf v. Schlitz gen. v. Görtz und v. Wisberg des Thür. Husaren-Regts. Nr. 12 (Gildesheim, früher Torgau), jetzt bei der Ersatz-Eskadron dieses Regiments; Oberleutnant d. Res. Schellenberg des Thür. Ulanen-Regts. Nr. 16 (Altenburg), jetzt beim Ersatz-Depot dieses Regiments, zu Rittmeistern; Oberleutnant d. Res. Kern, des 9. Westpreuß. Inf.-Regts. Nr. 176 (Bernburg), zum Hauptmann. — Zu Leutnants der Reserve: Fabrikch Finke in Magdeburg, Füsilier-Regt. Nr. 36, jetzt beim Ersatz-Bataillon dieses Regiments, vorläufig ohne Patent, mit Dienstalter vom 18. Oktober 1917; Unteroffizier Zorn in der Magdeburg. Train-Abteilung Nr. 4, jetzt bei der Train-Ersatzabteilung Nr. 4, zum Fähnrich; Offizier-Stellvertreter Alfred Schmidt beim Ersatz-Bataillon 2. Magdeb. Inf.-Regt. Nr. 27, im Frieden im Brandenb. Füsilier-Regt. Nr. 35; Offizier-Stellvertreter Bittner beim Ersatz-Bataillon des Magdeb. Inf.-Regts. Nr. 27, im Frieden in der Halb-Zwaal.-Abteilung des 4. A.-K.; Offizier-Stellvertreter Döpring beim 1. Ersatz-Bataillon des 4. Thür. Inf.-Regts. Nr. 72, im Frieden in diesem Regiment; Offiziers-Stellvertreter Kutsche, im Frieden im Magdeb. Jäger-Bataillon Nr. 4; Mecke und Heydecke, im Frieden im Magdeb. Inf.-Regt. Nr. 27; charakterisiert Leutnant a. D. Hoesch (Stendal), früher Fähnrich im Jäger-Regt. z. Pf. Nr. 2, die Erlaubnis zum Tragen der Uniform des gen. Regiments erteilt; Vizefeldwebel Bernhard Schulz (Torgau), der Jäger; Vizewachtmeister Grave (2. Braunschweig), der Feldartillerie; Leutnant d. Res. Kampelmann (Halle a. S.), der Abschied mit der gesetzl. Pension und der Erlaubnis zum Tragen der Landwehr-A.-Uniform bewilligt; Vizefeldwebel Armin Hoffmann (Meiningen) der Infanterie; Vizewachtmeister Reichardt (ebenda), der Feldartillerie; Vizefeldwebel Oppel, Mitter (Gotha) und Klapproth (Sondershausen), der Infanterie; Vizewachtmeister Henne (Altenburg), der Feldart.; Vizewachtmeister Steuemer (Leipzig), im 2. Brandenb. Feldart.-Regiment Nr. 18, dieses Regiments; Vizefeldwebel Meßer (Halle a. S. bisher Leipzig), der Fußartillerie; Vizefeldwebel Herm. Mühlhausen i. Thür.), im 2. Kurhess. Inf.-Regt. Nr. 82; Vizefeldwebel Rennstiel (Eisenach), im 3. Kurhess. Inf.-Regt. Nr. 83 und Reißmann (Gotha), im Inf.-Regt. Nr. 167, den gen. Regimentern; Vizefeldwebel Laessig (Magdeburg), der Fußartillerie; Vizefeldwebel Hof (Mühlhausen i. Thür.)), im 1. Oberelsäß. Inf.-Regt. Nr. 167, der Landwehr 1. Aufg.; Vizewachtmeister Göhe (Weimar) und Rennert (Gotha), des Telegraphen-Bataillons Nr. 1. Minke (Magdeburg), des Telegraphen-Bataillons Nr. 5; Vizewachtmeister Lorenzen (2. Oldenburg), Kranig (Halle a. S.), Diesel (Stendal), Engeling (1. Braunschweig), Breil (Dessau), der Landwehr der Telegraphen-Truppe des 1. Aufg.; Feldwebel-Leutnant Küstermann (Magdeburg), im 2. Schles. Feldart.-Regt. Nr. 42, der Landwehr-Inf. 1. Aufg.; Vizefeldwebel Kunkel (Braunschweig), der Feldartillerie; Vizefeldwebel Biermann (Naumburg a. S.), im Inkahl. Inf.-Regt. Nr. 98 und Ehler (ebenda), im 8. Thür. Inf.-Regt. Nr. 153, der gen. Regimenter; Vizefeldwebel Wöhlmann (2. Oldenburg), im Ostfries. Inf.-Regt. Nr. 78, dieses Regiments; Vizewachtmeister Braun (Eisenach), der Feldartillerie; Vizefeldwebel Heitmann (Torgau) und Wittkopf (früher Leipzig), der Fußartillerie; Vizefeldwebel Unbehaun (Gera), der Fußartillerie; Knoblauch (Erfurt), der Fußartillerie; Vizewachtmeister v. Griesbach (1. Braunschweig), der Feldart.; Vizewachtmeister Buhrfeind (Stade), im Schleswig. Feldart.-Regt. Nr. 9, dieses Regiments; Vizefeldwebel Mauficke (Weimar), der Fußartillerie; Feldwebel-Leutnant Herr (Eisleben), beim Ersatz-Bataillon des Magdeb. Fußart.-Regts. Nr. 4, dieses Regiments.

— **Der Frauenverein zur Unterstützung bedürftiger Wöchnerinnen** hält seine diesjährige Generalversammlung am 24. September, nachmittags um 5 Uhr im Sitzungszimmer des Vaterhauses an St. Ulrich, K. Märkerstraße 1. Zu dieser Versammlung sind alle Vereinsmitglieder freundlichst eingeladen.

— **Kriegsbilder der Hallenschen Zeitung.** Folgende Bilder kommen von Sonntag, dem 22., ab in unserer Geschäftsstelle zum Aushang: Lager für gefangene Amerikaner. Gefangene Amerikaner beim Brotholen. Strafenbild aus Tiflis, der Hauptstadt des neu gebildeten Staates Georgien. Seidenraupenzucht im besetzten Venetien. Lagern und Umschaufeln der Kokons.

„H. Z."-Sportberichte

Die Verbandsspiele im Fußballsport

Der organisierte Fußballsport, d. h. der Fußballsport, der sich in den deutschen Landesverbänden zusammengeschlossen hat und in seinem straffen Bau geradezu vorbildlich geworden ist, kannte neben sich noch einen sogenannten wilden Sport, der sich zum größten Teile auf kleinere Orte, wo ein geordneter Fußballbetrieb im Werden begriffen ist, beschränkt. Hier soll nur von dem legitimen Fußballsporte gesprochen werden, der sich wiederum nach außen in den verschiedenen Formen betätigt und uns in Gestalt von Gesellschafts- oder Verbandsspielen entgegentritt. Ueber diese beiden Arten der Fußballspiele ist viel gestritten worden. Die einen sehen in den Gesellschaftsspielen mit ihrem friedlichen Charakter ihr Ideal, die anderen wiederum lieben den prickelnden Kampf um die Punkte. Beide Spielausgestaltungen sind recht unterschiedlich. Während im Gesellschaftsspiel der freundschaftliche Charakter dominiert und den Vereinen freie Wahl inbezug auf ihre Gegner bleibt, erhalten die Verbandsspiele das Gepräge eisernen Zwanges und legen den Vereinen bestimmte Pflichten auf, die ihnen als erstes den Gegner vorschreiben. Dort Freiheit — hier Gebundenheit. So gegensätzlich nun beide Spielarten sind, so ergänzend und fördernd sind sie für die Vereine. Geben die Freundschaftsspiele den Vereinen unbeschränkte Freiheit, so schaffen die Kampfspiele auf der ganzen Linie Gleichheit und kennen keine Unterschiede von Verein zu Verein, von Mensch zu Mensch. Die Wechselwirkung, die diese zwei Arten der Fußballspiele ausüben, hat dem Sporte selbst einen gewaltigen Aufschwung gebracht. Es soll nicht verkannt werden, daß die Gesellschaftsspiele reiner und geklärter auf den Zuschauer wirken und für sportliche Betätigung selbst angenehmer und unterhaltender sind als die Verbandsspiele. Erziehender freilich für das Ganze sind die Pflichtspiele, die sich durch Gau und Verband bis zu den Bundesspielen durchziehen und ein Höchstmaß von Pflichten erfordern, daß die besten Kräfte und klügsten Köpfe angespannt tätig sein müssen, um das Maß dieser Pflichten auszufüllen. Eine Unsumme an körperlichen und geistigen Kräften werden durch Monate hindurch aufgeboten, um ans Ziel zu gelangen. Denn hier heißt es mit Recht: Viele sind berufen, aber nur wenige sind auserwählt, ja am Schlusse bleibt nur einer übrig: der Meister. Und in diesem einen kommt die gesammelte Kraft aller zum Ausdruck, triumphiert der lebendig gewordene Wille, der nach beispiellosen Anstrengungen und konzentrierter Arbeit zum Ziele geführt hat. Das gibt den Verbandsspielen ihren Wert und läßt so manches Unschöne in den Hintergrund treten, was an Begleiterscheinungen der Kampf um die Punkte, um Sein und Nichtsein, mit sich bringt und oft fein und edel empfindende Sportsleute abstößt. Die Punktwertung, der Meisterschaftsaustrag, weckt Leidenschaften und öffnet menschlicher Gewinnsucht Tür und Tor, so daß Verfehlungen gegen das Verbandsgesetz nicht selten sind und nur unerbittliche Aufsicht und straffste Handhabung der Bestimmungen die Auswüchse in Grenzen hält. Das alles aber kann den Wert der Verbandsspiele nicht mindern. Das liegt im Wesen des Kampfes begründet und wird ewig so bleiben. Im Großen und Großen sind auch die Bestimmungen so streng und die Aufsicht so scharf, daß Verfehlungen selten ungeahndet bleiben. — Ein besonders Kapitel bedeutet sind die Zuschauer. Für sie bestehen die Verbandsspiele den höchsten Anreiz, da hier der Erfolg sichtbar gewertet wird und sie als Außenstehende mittelbar in die Kämpfe verwickelt sind und leidenschaftlich an ihnen teilnehmen. So hat jede Mannschaft ihre Gemeinde, die ihren Günstling unter allen Umständen zu Sieg und Ehren bringen möchte. Dabei kann man auch hier die Beobachtung machen, daß die Massen mit dem Erfolg gehen und nur ein keiner Teil treu zu seinen Farben hält, wenn einmal trübe Zeiten gute ablösen. Dieses Auf und Ab, dieses Kommen und Gehen der Mannschaften hält die sportfreudigen Massen immer in Bewegung, und die Verbandsspiele wirken hier fluktuierender als die mehr geruhsamen Freundschaftsspiele, die lange nicht den sportlichen Anreiz bieten, da es dort nur um die Ehre geht. Will eine Elf wirklich unter den Erwählten sein, die das Ende unter sich ausmachen, dann hat sie einen langen, dornenvollen Weg vor sich, und es will schon etwas heißen, wenn sich dann eine Mannschaft durchgewunden hat. Herrlich freilich ist der Lohn, wenn der große Wurf geglückt ist. Der Verein trägt sich in das goldene Buch der Geschichte des Rasensports ein, sein Name wird mit Bewunderung genannt, seine Spieler verehrt und geliebt. Durch das Gedächtnis der Zeitgenossen ziehen sich die großen Erinnerungen an eine ruhmvolle Spielzeit. Und selbst wenn dann ein Niedergang die besten Zeiten ablöst — die Erinnerung bleibt. So wird die Geschichte und die Taten des Karlsruher Fußballvereins, deren lebendiger Zeuge hier in der Person Förderers bei Halle a. S. spielt, sowie die Leistungen von V. f. B. Leipzig und Viktoria-Berlin für immer unvergessen bleiben. Die durch Verbandsspiele errungenen Meisterschaften geben den Erinnerungen bleibenden Wert und sind in erster Linie die Ursache gewesen, daß diese Vereine im gesamten deutschen Sporte so populär geworden sind.

Nun haben die Verbandsspiele wieder begonnen. Von neuem geht der Kampf los, von neuem werden zahllose Kräfte mobilisiert, um sich durchzuringen zu Ehre und Ansehen. Eine Fülle von Ereignissen steht bevor und freudig ziehen allsonntäglich die Massen auf die Plätze, um die Kämpfe zu verfolgen. Wer wird Sieger bleiben?

— **Wacker I gegen Halle 96 I.** Um 3½ Uhr treffen sich beide Vereine mit ihren ersten Mannschaften im Verbandsspiele um die Meisterschaft des Saaleganes auf dem Sportplatz am Zoo. Worker findet das Verbandsspiel der 3 Mannschaften der beiden Vereine statt.

— **Gedächmarsch.** Ein Sportfest verbunden mit dem zweiten nationalen Armeegedächmarsch über 25 Kilometer, veranstaltet Sonntag der Städtische Turnverein auf seinem Turn- und Spielplatz „Sportplatz". Die Nennungen sind zahlreich eingegangen. Der Gedächmarsch bewegt sich auf der Strecke Weißenfels—Leißling—Naumburg und zurück.

— **Leipziger Fußball am Sonntag.** Es spielen u. a.: Wacker 1 gegen LSC. 1. — Spielvereinigung L.-Li. tritt dem F.-C. Fortuna 1 gegenüber.

— **Militärsport in Zeitzain.** Am Donnerstag trafen sich auf dem Tr.-Pl. Zeitzain die 1. Mannschaft der 3. Erf.-M.-G.-K. und die Mannschaft der Feuerwerker der Munitionsanstalt Zeitzain. Das, infolge vorzeitig eingetretener Dunkelheit, 15 Minuten vor Schluß abgebrochene Spiel endete mit 5:3 (4:1) für M.-G.-K.

— **Anhalt-sächsischer Armeegedächmarsch 1918.** Der Anhalt-sächsische Gau im Kreis IIIc der Deutschen Turnerschaft wird seinen diesjährigen Armeegedächmarsch am 29. September von Dessau aus veranstalten. Der Weg beträgt für Gruppe I 20, für Gruppe II 15 Kilometer.

— **Vom österreichisch-ungarischen Rennsport.** Im Hinblick auf die ungeheuren Preissteigerungen bei dem Kauf der Jährlinge planen die Rennklubs von Oesterreich und Ungarn eine großzügige Erhöhung der Rennpreise, so daß in Zukunft Rennen mit weniger als 8000 oder gar 10 000 Kronen nicht mehr bestehen dürfen. Die Preiserhöhungen werden lediglich die zweit- und drittklassigen Rennen betreffen, während die großen Rennen kaum wesentlich erhöht werden dürften. Jedenfalls werden 200 000 Kronen- oder ähnliche Riesen-Rennen, von denen man munkelt, nicht geschaffen werden.

— **„Heldenpreise."** Der Oesterreichische Verband für Leichtathletik beabsichtigt, zum Gedächtnis gefallener hervorragender Leichtathleten besondere Wettbewerbe nach diesen zu benennen. Die besonders auszustattenden Preise hofft man durch Spenden schaffen zu können.

Kunst und Wissenschaft

— **Die Jahresversammlung des Vereins für meiningische Geschichte und Landeskunde** fand dieser Tage in Themar (Meiningen) statt; sie war von Geistlichen und Lehrern reich besucht und bot nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden, Kirchenrat Dr. Humann, einen Vortrag von Oberschulrat Dr. O. Rückert über kulturgeschichtliche Bilder im Licht des ältesten Themarer Kirchenbuchs. Ein zweiter Vortrag führte uns in das Gericht Altenstein, das die Orte Schweina, Steinbach, Gumpelstadt und Waldhisch mit der forgsam gehüteten Stabsgerechtigkeit umfaßte und auf Grund eines alten Gemeindebuches interessante Einblicke in ein Gemeindewesen mit Verpachtungen Untersuchungen über Wildschäden und dergleichen aus der Zeit von 1680—1720 gab.

9] Nachdruck verboten.

Feind hinter der Front!

Roman von Margarete von Oertzen-Fünfgeld.

„So, das kannst du?" Maria atmete tief. Ihr Körper zitterte von dem Aufruhr der Nerven.

„Wenn ich dich recht verstehe, so wirst du unserer Sache abtrünnig und willst mich, die ich dein Gewissen bin, abschütteln. Das willst du — der du mir alles verdankst" —

„Eben deshalb", sagte Gregor kaltblütig. „Was ich dir verdanke, habe ich durch nützliche Dienste längst zurückgezahlt. Du kannst mich nicht zu deinem Leibeigenen machen. Obwohl dir dies im Blute liegen mag, Leibeigene zu haben, Maria Pawlowna, du Tochter einer zirkassischen Tänzerin und eines russischen Großfürsten" . . .

„Ah" — Sie schloß lächelnd die Augen. „Wie gut du sprichst. Also du willst?"

„Mein Geschäft auf eigene Faust, das heißt, auf eigenes Gewissen weiterführen. Unabhängig — frei — vom eigenen Kopf geleitet, der mindestens so gut ist wie der gescheiteste Weiberkopf."

Maria winkte mit dem Riesenmuff einem vorüberfahrenden Auto.

„Grunewald!" rief sie dem Chauffeur zu. „Irgendwohin auf guter Straße!"

Gregor saß tief in seiner Ecke. Marias Nüstern flogen.

„Ich muß es anders versuchen", dachte sie. „Ich sah diesen Augenblick kommen."

Eine Weile war Schweigen um sie her, nur das sanfte Surren des Motors und der Wind in den Kiefern.

„Ich verstehe", murmelte Maria plötzlich. „Du gönnst mir die große Sache nicht. Du willst sie allein machen. Du willst nicht teilen."

Angewidert rückte er noch weiter in die Ecke.

„Ich werde überhaupt diese Familie nie mehr im Leben wiedersehen!" sagte er fest. „Ich werde nach Süddeutschland reisen, wo ein brillantes Feld ist für meine Tätigkeit. Das Vertrauen dieser Menschen zu täuschen und zu mißbrauchen, die mir für eine Stunde meine Ehre zurückgaben, ist mir unmöglich."

Maria legte ihre feine, von Handschuh entblößte, von gelbem Wachston überhauchte Hand leicht und flüchtig auf seinen Arm.

„Lieber! Obwohl ich dir böse bin, muß ich dich doch leben! Wie eine Schwester natürlich, deren großer Bruder etwas sehr, sehr Törichtes tun will. Ich werde dich nicht mehr quälen, mich nie mehr einmischen in dein Verhältnis zu diesen Deutschen. Ich werde dir auch das Geschäft nicht stehlen hinter deinem Rücken. Gib mir die Hand! Auf meine Ehre! Auf meine Ehre!"

Gregor zuckte zusammen, erblaßt unter ihrer Berührung, die die erste körperliche Berührung in der ganzen Zeit ihres Zusammenwirkens war.

„Ich werde auch auszieheu und mir am anderen Ende Berlins ein Zimmer nehmen; nur um dir nicht im Wege zu sein. Nur um dich nicht zu kompromittieren. Dir rate ich, nimm dir im Westen ein vornehmes Junggesellen-Appartement. Du mußt mit dem Hotel ganz abbrechen."

„Du bist klug, Maria Pawlowna", sprach Gregor bitter, „das muß man dir lassen."

„Aber — eine Bedingung knüpfe ich an meine Gefügigkeit", sagte sie leise, und ein wunderbarer Schmelz ließ ihre Stimme wie in Zärtlichkeit brechen. „Ich darf dich sehen, wie einen Freund — unser Verhältnis wird nun ein anderes werden — ein freies." —

„Mein Gott", dachte Gregor und blickte auf sie nieder, „ist diese Frau auch ein Weib?"

Sein Herz begann zu klopfen. Er runzelte finster die Stirn. Seine Finger umklammerten fester die silberne Krücke seines Stockes.

„Den letzten Abend wollen wir noch feiern", sagte Maria Pawlowna. „Heute ist noch unser. Morgen gehst du rechts — ich links." —

„Morgen, wär' doch nur schon morgen", dachte Gregor in seltsam verzweifelter Stimmung. Er wagte nicht, Maria Pawlowna anzusehen. Ein schwüler Duft von Kaschmir nistete in ihrem Pelz, und er ließ das Fenster auf einer Seite herunter.

Da wehte eine herbe Luft von jungen Birken und zarten, grünen Kiefernsprossen herein. Die Straße war glatt und breit und auf beiden Seiten von tintenschwarzen, niedrigen Waldungen umsäumt. Großartig in ihrer einförmigen Geradheit . . .

Der Chauffeur wandte sich fragend um.

„Weiter!" rief Maria Pawlowna ungeduldig. „Immer weiter!"

Nach zehn Minuten jedoch besann sie sich schon anders.

„Sollen wir in einem dieser Wirtshäuser mit den Deutschen Alkohol trinken und die neuesten Siegesdepeschen lesen? Denn sie siegen immer, immer . . . Ich will dir etwas sagen, Gregorewitsch — ich werde dir ein Glas Tee in meinem eigenen Samowar bereiten. Und ich werde dir Lermontow rezitieren — und Puschkin — echt russische Leute in Feindesland!"

Ihre Stimme hatte sich erhoben. Gregor legte ihr in tiefem Schrecken die Hand auf den Mund.

Da küßte sie sie rasch und heftig.

Gregor prallte zurück, als habe er sich gebrannt.

„Maria! Was tust du da!"

Seine Blicke flirrten unsicher durch die wachsende Dämmerung über sie hin, er hatte sie noch nie mit den Augen des Mannes angesehen.

„Chauffeur! Edenhotel!" rief Maria laut, als ginge sie das alles gar nichts an.

Gregor sprach kein Wort mehr.

Während der Pförtner die nicht unerhebliche Summe für den Chauffeur auslegte, stiegen die Geschwister im Aufzug zu ihren Gemächern empor.

Auf dem neutralen Boden des Salons blieben sie stehen und blickten einander an.

„Also in einer halben Stunde", sagte Maria Pawlowna geschäftsmäßig kühl.

Gregor ließ seine Handschuhe fallen, hob sie wieder auf, stammelte ein paar Worte — und suchte sein Schlafzimmer auf. Er drehte das Licht an und betrachtete sich im Spiegel. Dann zog er sich um, von Kopf bis zu Fuß.

„Lächerlich!" sagte er laut. Und dann: Zu Lietzows werde ich nicht mehr gehen. Nein, nie mehr. Aber eine Wohnung werde ich mir nehmen. Und wenn ich sie für einen Monat bezahlt habe, dann verreise ich nach Zürich bei aufgehobener Grenzsperre — über Frankfurt — Freiburg." —

Gregor schaute nach der Uhr. Die halbe Stunde war noch nicht um. Eine seltsame Beklemmung bemächtigte sich seiner. Was führte Maria Pawlowna im Schilde? Würde sie ihn in einem jener durchsichtigen, seidenen Gewänder empfangen, in denen manche Damen der Bühnen- und auch der größeren Welt in Petersburg den Tee zu kredenzen liebten?

„Sei auf der Hut, Gregor!" sagte er laut. „Künste — Künste — vergiß das nicht." —

Nun schlug es sieben von der nahen Kirche. Gregor wartete noch fünf Minuten, dann öffnete er die Tür zum Salon. Er hatte ganz seine alte gleichgültige und kühle Art.

Aber fast sofort schoß es ihm feucht in die Augen. Dort in der Ecke, auf einer kaukasischen gestickten Decke, glänzte mild das blanke Kupfer eines dickbauchigen Samowars, von dessen Dasein Gregor bis heute nichts gewußt hatte. Die bläuliche Spirituosflamme leckte in langsamem, lüstern melancholischem Züngeln um den Kessel, aus dem ein heißer Atem quoll, heftig und immer heftiger. Zwei Teegläser, Silber von Riga, und eine goldene Zuckerzange mit dem Wappen eines sehr bekannten, jetzt verstorbenen Großfürsten schmückten noch den Tisch, dessen Hotelherkunft gänzlich verwischt war.

Maria selbst stand in einem enganliegenden, ganz dunklen, bis oben hochgeschlossenen Kleid vor dem Samowar und wandte Gregor beim Eintritt noch den Rücken zu. Sie sah wunderschön aus. Ganz anders, als er erwartet hatte. Kein Schmuckstück war an ihr, nichts Raffiniertes oder Verführerischwirkendes. Sie rührte ihn einfach.

Schweigend nahm er das Bild in sich auf.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191809221-18/fragment/page=0003

Börsen- und Handelsteil

Unser Wirtschaftsdienst im Auslande

In den Kreisen des Hamburger Einfuhr-Handels wird mit Nachdruck der weitreichende Ausbau unseres diplomatischen Wirtschaftsdienstes gefordert. Die deutsche Industrie hat sich im deutschen Auslandsdienst in den Kriegsjahren schon eine Einrichtung geschaffen, die für die Friedenszeit noch weit bedeutender für unser Wirtschaftsleben werden wird. In dieser Zentrale läuft die wirtschaftliche Berichterstattung aus aller Welt zusammen und wird so den deutschen Interessen dienstbar gemacht.

Der Ruf nach besserer Vertretung unserer wirtschaftlichen Interessen im Auslande wird seit geraumer Zeit erhoben. Für unseren wirtschaftlichen Auslandsdienst sind gerade die besten Kräfte gut genug. Diesem Ausbau widmet man sich besonders in Hamburg und in Kiel.

Wir sind ein Land, dessen Industrie und Handel Anspruch darauf hat, den Weltmarkt wieder mit zu beherrschen. Wir haben den Befähigungsnachweis dafür Jahre hindurch gebracht. Unsere Aufgabe muß sein, alte und neue Absatzgebiete möglichst ungeschmälert wieder zu erobern. Bei der gründlichen Methode, die unsere Gegner zur Vernichtung des deutschen Handels anwenden, wird der sich entspinnende Kampf die Anspannung aller Kräfte erfordern, um die alten und neuen Gebiete zu erschließen, die wir zu einer natürlichen Fortentwicklung bedürfen. In diesem Sinne umfaßt die wirtschaftliche Interessenvertretung die Wahrung der handelspolitischen Interessen, Rechtsschutz des Handels und der Industrie, kommerzielles Meldewesen und wirtschaftliche Propaganda.

Die Wahrung der wirtschaftlichen Interessen ist Sache unseres diplomatischen Wirtschaftsdienstes. Neben der allgemeinen informatorischen Arbeit fällt unseren Vertretern im Auslande die Vorbereitung von Handelsverträgen und Spezialkonventionen zu. Sie sind das Organ, welches mit den Gegenkontrahenten Fühlung haben muß. Dazu ist ein Stab geschickter und sachkundiger Fachleute erforderlich, die der Vertreter des Reiches wieder in die geeignete Stelle einsetzen muß. Was der Vertreter im Auslande in erster Linie in handelspolitischer Beziehung braucht, sind persönliche Qualitäten: Zielbewußtheit, Takt und ein klarer, offener Blick für die wirtschaftlichen Verhältnisse; daneben darf eine gründliche nationalökonomische Bildung einem Manne, der mit Fachleuten fremder Staaten zu verkehren hat, allerdings nicht fehlen. So ist der Besetzung der Gesandtenposten im Ausland die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Unsere Behörden haben in dieser Beziehung wohl nicht immer eine glückliche Hand gehabt. Die Mitarbeit auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Interessenvertretung des Rechtsschutzes ist mehr Sache der Konsulate, doch sollte man an Stelle der Honorarkonsule immer mehr Berufskonsule setzen. Was unsere Konsulate zu tun haben, ist ein zweifaches: 1. mehr oder weniger allgemein gehaltene Berichte über die wirtschaftlichen Verhältnisse einzelner Gebiete und Branchen, Anregungen zu Anknüpfungen von Geschäftsbeziehungen nach der einen oder andern Seite, allgemeine Ratschläge über die Zweckdienlichkeit von Kapitalanlagen in der betreffenden Gegend oder über die Aussichten auf dem Arbeitsmarkt; 2. Antworten auf genau präzisierte Anfragen einzelner Kaufleute und Industrieller, Auskünfte über einzelne Firmen und Handelsbeziehungen. In beiden Gebieten leisten unsere Konsulate heute schon ganz erhebliche Arbeit, eine Arbeit, die nur zu oft unbemerkt und unbeachtet bleibt. Es gilt das, was heute geleistet wird, auszunützen und an eine weitere Verstärkung des ganzen Dienstes durch den Ausbau der bestehenden oder durch Einfügung neuer Institutionen zu denken. Hand in Hand damit wird gehen der Ausbau der privaten wirtschaftlichen Nachrichtenzentralen, wie des genannten Ueberseedienstes, des Hamburger Kolonialinstitutes usw. Man sollte von deutscher Seite, wenn man erkannt hat, daß die vorhandenen Einrichtungen nicht mehr genügen, mehr als bisher die private Initiative walten lassen und da, wo angängig, gemischte, halbamtliche Institutionen schaffen. Qu.

Börsenstimmungsbild

Berlin, 21. Sept. Die Haltung der Börse war anfänglich uneinheitlich. Fortgesetzte Entlastungskäufe hatten in irrigen Werten der Hütten- und Rüstungsindustrie weitere mäßige Kursrückgänge zur Folge. Hiervon wurden insbesondere Bismarckhütte, Bochumer, Hohenlohe, Laurahütte, Rheinstahl, Felten u. Guillaume und Mannesmannröhren und Harpener. Im späteren Verlaufe kam bei ruhigem Geschäft eine zuversichtliche Stimmung zum Durchbruch, die einen Teil der anfänglichen Verluste wieder wettmachte. Schwach blieben u. a. Rombacher Hütte und Höchster Farbwerke. Hirsch-Kupfer-Aktien stellten sich höher. Der Anlagemarkt war ruhig und wenig verändert.

Produktenbericht

Berlin, 21. Sept. Im Produktenverkehr machte sich Angebot von Weizenmehl, mit dem die Kommunen anscheinend übersatt sind, bemerkbar. Durch die Vermittlung des Handels wurden größere Mengen an Verbraucher abgesetzt. Runkelrüben sind aus einzelnen Gebieten angeboten, jedoch meist zu viel zu hohen Preisen. Ist Kleesaaten überwiegt die Nachfrage. Bezüglich Sonnenblume zeigt die Kaufluft mehr Zurückhaltung. Heu war kaum im freien Verkehr zu verkaufen. Getreidestroh war nicht am Markte, dagegen wurden gepreßtes Senfstroh und Hülsenfruchtstroh offeriert. Weiter rühle.

Dividendenvorschläge

Mälzerei A.-G. vorm. Albert Wrede in Köthen. Bei vermehrten Abschreibungen und Rückstellung 10 (6) Proz. — Hilfsbrauerei Mühlenwerke A.-G. in Wöllberg bei Halle 9 (16) Prozent.

* **Anhaltische Kohlenwerke** zu Halle. 4 000 000 M neue Aktien der Aktiengesellschaft Anhaltische Kohlenwerke zu Halle a. S., Nr. 9501—13 500 über je 1000 M, sind zum Börsenhandel an der Berliner Börse zuzulassen.

* **Bedeutende Kapitalerhöhung** einer Zuckerfabrik. Nach der jetzt erst veröffentlichten Handelsregister-Eintragung hat die Delsauer Zuckerraffinerie G. m. b. H. unterm 6. April d. J. eine Erhöhung des Stammkapitals um 9,6 Mill. M. auf 12 Mill. M. beschlossen. Auf das erhöhte Kapital brachten die Gesellschafter 4,8 Mill. M. durch Auflösung der Rücklage in gleicher Höhe ein. Der Gegenstand des Unternehmens wurde erweitert und umfaßt jetzt u. a. den Betrieb von Zuckerfabriken und Raffinerien, Melasse und Entzuckerungen und Fabriken der Gärungsgewerbe jeder Art, chemische Fabriken, Glycerinfabriken, Raffinerien und Destillationen, die Erzeugung von Nahrungs- und Genußmitteln sowie von Viehfutterstoffen.

* **Meißner Ofen- und Porzellanfabrik vorm. C. Teichert A.-G.** Die außerordentliche Generalversammlung beschloß die Erhöhung des Aktienkapitals um 250 000 M. auf 1,3 Mill. M. Die neuen Aktien werden zum Kurse von 114 Prozent der Mitteldeutschen Privatbank mit der Verpflichtung übergeben, sie den Aktionären zum Kurse von 120 Prozent derzeitig anzubieten, daß auf je 4290 M. alte eine neue Aktie über 1000 M. bezogen werden kann. Die neuen Mittel dienen zum Ankauf einer Wandklappenfabrik in Bitterfeld.

* **Deutsche und schweizerische Maschinen-Industrie.** Der Verein schweizerischer Maschinen-Industrien weist in seinem Jahresbericht für 1917 darauf hin, daß die Aufwärtsentwicklung der schweizerischen Maschinenindustrie anhalte. Zwar ist die Zahl der Betriebe seit 1913 um 1 auf 154 gesunken, dagegen diejenige der Arbeiter von 43 081 auf 57 314 gestiegen, trotz den bereits stark in Erscheinung tretenden Schwierigkeiten der Rohmaterialbeschaffung. Die Einfuhr an Maschinenfabrikaten ist natürlich stark gesunken; an ihrer Ziffer hat aber Deutschland mit 66 Proz. (1913 70 Proz.) noch immer den gewaltigen Hauptanteil.

* **Vom ungarischen Bankwesen.** Die Rechnungsabschlüsse der ungarischen Banken für das erste Halbjahr 1918 zeigen, daß sie auch im abgelaufenen Halbjahr mit sehr gutem Erfolg gearbeitet haben und auf die durchweg erhöhten Kapitalien gute Jahresdividenden werden ausschütten können. Die ungarische Hypothekenbank erzielte einen Reingewinn von 5 250 000 Kronen gegen 5 990 000 Kronen im ersten Halbjahr 1917, die Ungarische Agrar- und Rentenbank von 4 550 000 Kronen gegen 3 140 000 Kronen, die Pester Ungarische Kommerzialbank 24 140 000 Kronen gegen 16 400 000 Kronen. Sehr bemerkenswert ist die Lage des Pfandbriefmarktes. Die Ungarische Hypothekenbank hat im ersten Halbjahr 24 Millionen Kronen neue Pfandbriefe untergebracht und ihren Umlauf dadurch auf 685 Millionen Kronen erhöht. Die Agrar- und Rentenbank brachte 14 400 000 Kronen unter und ihr Umlauf beträgt 209 700 000 Kronen. Die Pester Ungarische Kommerzialbank brachte 17 Millionen Kronen, bei einem Umlauf von 615 700 000 Kronen unter. Die Banken waren daher in der Lage, bedeutende Hypotheken auf städtischen und ländlichen Grundbesitz sowie Darlehen an Gemeinden zu erteilen, denen jedoch auch sehr große Darlehnsrückzahlungen gegenüberstehen.

Vermischtes

— **Museumsdiebstahl.** In Madrid entdeckte man, daß zwei goldene Abendmahlkelche von großem künstlerischen und historischem Wert aus dem Prado-Museum gestohlen worden sind. Das Museum wurde sofort geschlossen und Besucher und Angestellte wurden gerichtlich verhört. Die Täter sind noch nicht entdeckt worden.

—**Halsschmerz und Blinddarmentzündung.** Kann aus Halsschmerz — Blinddarmentzündung entstehen? Diese etwas merkwürdige Frage wird gegenwärtig in englischen wissenschaftlichen Kreisen lebhaft erörtert, da sie, wie Londoner Blätter melden, durch gewisse Forschungen über die Natur der Blinddarmentzündung, die in der Klinik des Londoner University College gemacht worden sind, aktuell geworden sein soll. Vor längerer Zeit schon behaupteten englische Aerzte, daß die Blinddarmentzündung auf besondere Mikroben, die bis jetzt unbeachtet geblieben seien, zurückzuführen sei. Laboratoriumsversuche sollen diese Theorie wenigstens zum Teil als richtig erwiesen haben. Nun hat man nach langwierigen Forschungen, die von den Aerzten des University College gemacht worden sind, einen Bazillus, der die Blinddarmentzündung bei Tieren hervorrufen kann, gefunden. Es wurde beobachtet, daß der Kranke, in dessen Organismus der Bazillus entdeckt wurde, an einer leichten Halsentzündung litt, und man fand, daß der Bazillus in der Nähe der Rachenmandeln „eine Kolonie gegründet hatte". Mag es nun mit dem Zusammenhang zwischen Halsentzündung und Blinddarm seine Richtigkeit haben oder nicht, jedenfalls sieht man wieder, wie dringend notwendig es für den Menschen ist, Mund und Hals immer sauber zu halten. Bei den Kindern besonders sind hohle Zähne oder eine chronische Entzündung der Mandeln sehr oft Vorläufer schwerer Krankheiten; man soll also, wenn solche Anzeichen vorhanden sind, sofort energische Abwehrmaßregeln ergreifen.

Briefkasten

Monteur R. P. Vor dem Gewerbegericht beträgt die Frist, innerhalb deren gegen ein Versäumnisurteil Einspruch erhoben werden muß, nur 3 Tage nach Zustellung des Urteils. Sie verwechseln diese Frist mit der Frist zur Einlegung der Berufung gegen das Urteil des Amtsgerichts. Diese beträgt einen Monat. Sie können jetzt also nur noch von dem Recht der Berufung Gebrauch machen, die zulässig ist, da der Streitgegenstand den Betrag von 100 Mk. übersteigt. Mit der Berufung müssen Sie einen Rechtsanwalt, der bei dem zuständigen Landgericht zugelassen ist, beauftragen.

Beite. Wenn Sie behauptet haben, daß Ihr Onkel am Feldzuge 1870/71 als Feldwebelleutnant teilgenommen hat, so liegt ein kleiner Irrtum vor. Die Charge der Feldwebelleutnants ist erst im Jahre 1877 geschaffen worden. In Friedenszeiten, aber auch erst von dem genannten Jahre ab, gab es bei den Kadettenkorps Feldwebelleutnants, die aus der Zahl der versorgungsberechtigten Feldwebel hervorgegangen waren. Ihre Aufgabe bestand in der Erledigung der schriftlichen Arbeiten der Kompagnie und in ähnlichen Diensten.

Fräulein F. U. Da Ihnen nicht die Absicht einer Steuerhinterziehung nachgewiesen werden kann, so würden Sie mit einer Geldstrafe im Höchstbetrage bis zu 100 Mk. zu rechnen haben. Beunruhigt Sie die unrichtige Angabe, so berichtigen Sie die Steuererklärung. Sie haben dann keinerlei Bestrafung zu gewärtigen, sondern lediglich die kleine Differenz nachzuzahlen.

Streit. Auf Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte kann in keinem Falle erkannt werden, wenn nicht mindestens auf eine dreimonatliche Gefängnisstrafe erkannt ist. Polizeiaufsicht wird in der Regel nur bei Zuchthausstrafen ausgesprochen.

Frau A. in G. Wir halten den Anspruch Ihres früheren Dienstmädchen, ihr den Einmachzucker, den Sie auf die Karte des Mädchen von der Gemeinde erhalten haben, nicht für berechtigt. Jedenfalls sind bereits gerichtliche Entscheidungen ergangen, die diesen Anspruch verneinen.

L. W. Für Kriegsteilnehmer, auch Offiziere und Beamte, welche die regelrechte Versetzung in die Prima, Ober- oder Untersekunda nach den allgemeinen Bestimmungen erreicht haben oder denen nach den besonderen Vorschriften für Kriegsteilnehmer die Reife für die Oberprima, Unterprima oder Obersekunda zuerkannt worden ist, werden, wenn sie sich unmittelbar oder durch Vermittlung der Direktion bei dem Königlichen Provinzialschulkollegium zur Fortsetzung ihrer Studien melden, alsbald nach Beendigung des Krieges an geeigneten Orten Sonderklassen von höchstens 20, mindestens 5 Teilnehmern unter Berücksichtigung der verschiedenen Arten der höheren Lehranstalten und nach dem Maße der erreichten Vorbildung zusammengestellt. Die Zulassung wird auch dann nicht versagt, wenn die jungen Leute bereits vor dem Krieg aus der höheren Lehranstalt ausgetreten waren. Auf Wunsch werden auch diejenigen Kriegsteilnehmer zu den halbjährlichen Lehrgängen zugelassen, die die Oberprima besucht, und die Reifeprüfung nicht abgelegt haben. Junge Leute, die das 25. Lebensjahr überschritten haben, werden in der Regel zu diesen Lehrgängen nicht mehr zugelassen.

Hauptschriftleiter: Dr. **Hans Simon**
zugleich verantwortlich für Politik; für Feuilleton und Vermischtes i. V. Dr. **Hans Simon**; für Provinz, Sport, Börsen- und Handelsteil: **Ferdinand Querfurt**; für Halle und Umgebung, Kunst und Wissenschaft, sowie den übrigen Teil: **Adolf Meyer**; für den Anzeigenteil: **Walter Ebeling**, sämtlich in Halle-Saale.
Verlag und Druck der Hallischen Zeitung **Otto Thiele**, Halle-Saale.
Verlagsdirektor: **Robert Poersch.**

Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Auf Grund der Verordnung des Bundesrats vom 18. Juli 1918 (R.-G.-Bl. S. 733) in der Verordnung des Staatssekretärs des Kriegsernährungsamtes vom 2. September 1918 (R.-G.-Bl. S. 1095) wird über den Verkehr mit Kartoffeln für den Stadtkreis Halle Folgendes bestimmt:

I. Erzeuger.

§ 1. **Die Ernte an Speisekartoffeln, d. h. Kartoffeln, die nach dem 15. September geerntet werden, wird hierdurch für den Communalverband Halle beschlagnahmt.**

§ 2. Von der Beschlagnahme bleiben befreit: 1. Die Ernte derjenigen Erzeuger, die weniger als insgesamt 200 qm angebaut haben (siehe § 6); 2. Bei den übrigen Erzeugern, die für den eigenen Wirtschaftsbetrieb des Erzeugers erforderlichen Kartoffelmengen. Bei deren Berechnung werden in Ansatz gebracht: a) der Eigenbedarf des Kartoffelerzeugers und seiner Wirtschaftsangehörigen (nach dem Maßstabe von 1½ Pfund für den Kopf und Tag für die Zeit vom 16. September 1918 bis 14. August 1919) mit 5 Zentnern für den Erzeuger und jeden seiner Wirtschaftsangehörigen; b) zur Brotfreckung, soweit der Kartoffelerzeuger Selbstversorger nach der Reichsgetreideordnung ist, wöchentlich 600 Gramm, also für die Zeit vom 1. Oktober 1918 bis 14. August 1919 0,55 Zentner für den Kopf; c) das Saatgut, das die Kartoffelerzeuger, soweit sie es nicht anderweit bezogen haben, in Höhe von 40 Zentner für das Hektar der diesjährigen Kartoffelanbaufläche zurückbehalten dürfen.

Zur **Verfütterung dürfen nur solche Kartoffeln verwendet werden, welche nicht gesund sind oder die Mindestgröße von einem Zoll (2,7 cm) nicht erreichen. Das Einsäuern von Kartoffeln ist unzulässig.**

§ 3. **Alle über das im § 2 bezeichnete Maß hinaus geernteten Kartoffelmengen haben die Erzeuger an die Stadt, städtischer Markt (Talamtschule), abzuliefern.** Statt dessen dürfen die Erzeuger die geernteten Kartoffeln **auf Bezugsscheine des Magistrates verkaufen; sie haben in diesem Falle den Verkauf gemäß den hierüber noch ergehenden Vorschriften nachzuweisen. Jede anderweitige entgeltliche oder uneigentliche Abgabe von Kartoffeln außerhalb der eigenen Wirtschaft ist verboten.**

§ 4. **Der Magistrat führt auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen über jeden Kartoffelerzeuger mit einer Anbaufläche von mehr als 200 qm eine Wirtschaftskarte, die das Ernteergebnis genau nachzuweisen hat. Die Kartoffelerzeuger haben am Sonnabend jeder Woche dem Stadternährungsamt (Kartoffelkartenstelle) auf hierzu gedrucktem Vordruck eine Vorausberechnungsnachweisung einzureichen;** sie gilt als Auskunft im Sinne des § 7 Abs. 8 der Verordnung des Bundesrates vom 18. Juli 1918. **Der Kartoffelerzeuger hat das Gewicht der geernteten Mengen fortlaufend nach jedesmaligem Roden festzustellen und in eine Liste (Kartoffelliste) einzutragen. Bei der Wintereinlagerung, insbesondere in Mieten, ist das Gewicht der eingelagerten Mengen vorher genau festzustellen und unter genauer Angabe der Lagerstelle oder Miete in die Liste aufzunehmen.** Die noch nicht geernteten Mengen sind zunächst unter Berücksichtigung des Durchschnittsertrages zu schätzen oder es ist durch Proberodung der voraussichtliche Ertrag möglichst genau zu berechnen und in die Liste einzutragen. Die Eintragungen in die Liste unterliegen der Ueberwachung und Nachprüfung des Magistrates.

§ 5. Die Kartoffelerzeuger und deren Wirtschaftsangehörige sind verpflichtet, dem Magistrat und seinen Beauftragten alle geforderten Auskünfte richtig zu erteilen, den Zutritt zu den Wirtschaftsräumen, das Betreten der Felder und die Einsicht in die Geschäftsbücher zu gestatten.

II. Haushaltungen (Verbraucher).

§ 6. Die Entnahme von Kartoffeln durch Privathaushalte ist nur auf Grund der vom Magistrate ausgestellten **Kartoffelkarten oder Kartoffel-Bezugsscheine** gestattet. Wer — sei es geerntete, sei es anderweitig (durch **Bezugsscheine**) beschaffte **Kartoffelvorräte** in Höhe der Verbrauchsmengen **besitzt**, welche durch diese Verordnung und die zu ihrer Ausführung erlassenen Bekanntmachungen festgesetzt werden, **darf insoweit Kartoffelkarten** oder Bezugsscheine zur **Anschaffung von Kartoffeln nicht verwenden. Er ist verpflichtet,** die ihm hiernach nicht zustehenden Kartoffelkarten und Bezugsscheine unverzüglich an die Kartoffelkartenstelle des Stadternährungsamtes **abzugeben. Eine Ausnahme** gilt für **Kleinanbauer, welche nicht mehr als 50 qm mit Kartoffeln bestellt haben;** diesen wird die Ernte auf die ihnen zustehende Verbrauchsmenge **nicht** angerechnet. Dagegen findet eine Anrechnung bei denjenigen Anbauern statt, welche 50—200 Quadratmeter mit Kartoffeln bestellt haben, wobei die wöchentliche Verbrauchsmenge auf 10½ Pfund für den Kopf festgesetzt wird. (Wegen der Erzeuger mit mehr als 200 qm Anbaufläche vergl. § 2.)

§ 7. Der Magistrat setzt die Höhe der Kartoffelmengen, welche in jeder Woche verbraucht werden dürfen, jeweils fest und macht sie in üblicher Weise bekannt. Die Verbraucher dürfen eine größere als die so festgesetzte Menge nicht beziehen und von ihren vorhandenen Vorräten nicht verbrauchen.

III. Händler.

§ 8. Zum Verkauf von Kartoffeln im Kleinhandel sind nur die vom Magistrat zugelassenen Händler berechtigt. Die Abgabe von Kartoffeln darf nur gegen Vorlage der Kartoffelkarte, Abtrennung der für die betreffende Zeit gültigen Marken und Eintragung des Verkaufes mit Tinte oder angefeuchtetem Linientstift in die Ausweiskarte erfolgen. Abgabe auf lose (abgetrennte) Marken ist verboten.

§ 9. Jeder Kartoffelhändler hat die von ihm beim Verkauf abgetrennten Marken gebündelt bis zum Montag der dem Verkaufstage folgenden Woche abzuliefern und zugleich auf vorgeschriebenem Vordruck einen Veränderungsnachweis über seinen Kartoffelbestand einzureichen.

IV. Ein- und Ausfuhr von Kartoffeln.

§ 10. **Die Ausfuhr** von Kartoffeln (einschl. Futter- und Saatkartoffeln) aus dem Stadtkreise **ist nur mit Genehmigung des Magistrates zulässig.** Bei Einreichung des Genehmigungsantrages ist der Frachtbrief vorzulegen.

§ 11. **Die Einfuhr** von Kartoffeln ist **unverzüglich** unter Angabe der Mengen, der Herkunft und der Empfänger dem Stadternährungsamt (Kartoffelkartothek) **anzuzeigen.** Anzeigepflichtig ist der Empfänger. Diese Verpflichtung gilt auch für Futter- und Saatkartoffeln.

V. Schlußbestimmungen.

§ 12. Abgesehen von der Vorschrift des § 2, Nr. 2, Abs. 2, dürfen Kartoffeln lediglich zur Bereitung von Speisen, die zur menschlichen Ernährung bestimmt sind, verwendet werden. Der Verbrauch zu anderen Zwecken, insbesondere als Viehfutter, ist nur mit Genehmigung des Magistrates zulässig. Die Ueberlassung von Kartoffelkarten und Bezugsscheinen an Personen anderer Haushaltungen zum Kauf von Kartoffeln, sowie die entgeltliche Weiterveräußerung der auf Kartoffelkarten oder Bezugsscheine bezogenen Kartoffeln ist verboten.

§ 13. Der Magistrat ist berechtigt, Ausnahmen von dieser Verordnung zuzulassen.

§ 14. Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung werden nach § 18 der Verordnung des Bundesrats vom 18. Juli 1918 mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder mit einer dieser Strafen geahndet. Neben der Strafe können die Vorräte, auf die sich die strafbare Handlung bezieht, eingezogen werden, ohne Unterschied, ob sie dem Täter gehören oder nicht.

§ 15. Kartoffeln, die entgegen dieser Verordnung nicht ordnungsmäßig angezeigt oder bei verbotlicher Nachprüfung verheimlicht oder sonstwie der Aufnahme entzogen werden, ferner Kartoffeln, welche der Erzeuger vorschriftswidrig zu verwenden oder zu veräußern sucht, endlich Kartoffeln, die unbefugt in Verkehr gebracht werden, können ohne Zahlung einer Entschädigung dem Kommunalverband für verfallen erklärt werden.

§ 16. Die Verordnung tritt mit der Bekanntmachung in Wirksamkeit, gleichzeitig treten die früheren Verordnungen vom 10. September 1917 und die zur Ausführung derselben erlassenen Bekanntmachungen außer Kraft.

Halle, den 20. September 1918. **Der Magistrat.**

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:gbv:3:1-171133730-16872166X191809221-18/fragment/page=0004

Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 41 (45) Halle (Saale), Sonntag, den 22. September 1918

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Tuberosen blühen

Von F. Baer.

Wenn die Tuberosen blühen, muß ich in meinem Zimmer einen Strauß oder einen Topf mit den zarten weißen Blüten am langschaftigen Stiel haben, mich an ihrem herben Duft berauschen, dann kommt Erinnerung herangeschlichen und weckt sehnsuchtsvolle Gedanken eines kurzen, seligen Liebesglücks. Wenn aber der Schmerz um mein verlorenes Lieb gar zu mächtig wird, dann eile ich an ihr Grab und schmücke den einsamen Hügel mit den lichten weißen Blüten, von denen es wie sanfte Trauer ausgehen scheint.

Viele, viele Jahre deckt dich schon die Erde, meine Geliebte, mir aber ist es, als wärest du erst gestern von mir gegangen. Ein Einsamer und Freudloser bin ich geworden, einen Sonderling heißen sie mich. Und beinahe mitleidig oder gar verächtlich blickt manch Bekannter aus früherer Zeit mich an. Was wissen sie von meiner Sehnsucht und meiner Liebe, von dir, meiner Tuberose.

So nannte man dich, und als ich dich zum ersten Mal sah im strahlenden Ballsaal und du mir als eine der schönsten auffielest unter all den schönen Mädchengestalten, da trugest du im dunkellockigen Haar einen weißen Tuberosenkranz. Trotz Festglanz lag es wie leise Melancholie auf deinem schönen Gesicht, etwas wie kühle Abweisung schien aus deinen Augen zu blicken, und als ich einen der Herren bat, mich dir vorzustellen, da meinte er lachend:

„Na, vielleicht gelingt es Ihnen, die schöne Tuberose aufzutauen, Sie kommen ja aus der Tropensonne."

Ich hörte kaum auf das, was er sagte, und war glücklich, als ich im Tanz den Arm um dich schlingen und deine zarte Gestalt leise, ganz leise an mich drücken durfte. Viel sprachen wir nicht, aber ich konnte mich nicht von dir losreißen. War es der starke berauschende Duft der Blüten in deinem Haar, war es der rätselhafte Ausdruck deiner Augen, die oft so weltverloren blickten? Dein stilles, träumerisches Wesen fesselte mich, den starken, zielbewußten Mann.

Als wir uns später dann gefunden hatten, da gestandest du mir, daß du mich gleich geliebt hättest, liebeleer, wie du bisher durchs Leben geschritten; doch bei aller jubelnden Leidenschaft meiner heißen Sinne war es mir immer, als wenn ich dich doch nicht ganz besäße, als ob ein Fremdes, Unausgesprochenes zwischen uns stände. Du solltest mich mit derselben stürmischen Liebe umfangen wie ich dich, so begehrte es in mir auf, und eines Tages warf ich dir „deine Kälte" vor. Deine Wangen wurden noch etwas bleicher als gewöhnlich, in den Augen blinkten Tränen, und zitternd sagtest du:

„Also auch du, mein Geliebter, nennst mich kalt? Du solltest es doch wissen, daß ich mit allem Denken und Fühlen ganz dein bin. Laß mir Zeit, mich an das Glück zu gewöhnen, ich war so lange einsam."

Während sie sich zum Lächeln zwang, hob ein schwerer Seufzer ihre Brust, und fest drückte sie die Hand auf das Herz.

„Vertrau dich mir doch an, mein Lieb, sage mir, was dich bedrückt", bat ich warm.

Nach einigen Augenblicken erwiderte sie zögernd:

„In mir lebt eine bange Furcht, die ich nicht bannen kann, und es auszusprechen wird dir Schmerz bereiten. Sieh diese Tuberosen an", fuhr sie fort, indem sie mir eine Blüte hinhielt, „sie sind schön in ihrem unschuldsvollen Weiß, ich liebe sie um ihren herrlichen Duft, aber geht es nicht wie leise Wehmut von ihnen aus? Sie blühen nicht lange, und auch mein Leben wird so kurz wie ihres sein."

Traurig, entsagungsvoll sah sie zu mir auf.

„Sprich nicht vom Sterben, mein armes Kind", sagte ich zärtlich, „wenn du erst mein geliebtes Weib sein wirst, wird keine trübe Sorge dich quälen. Glücklich will ich dich machen, du kennst ja noch nichts vom Leben, hast das höchste Gut, Elternliebe, entbehrt. Wenn du erst selbst . . ."

Ich sagte ihr den Nachsatz ganz leise ins Ohr, sie errötete, die Mutlosigkeit schwand aus ihren weichen Zügen, und fest drückte sie ihr Gesicht an das meine.

„Tuberose", flüsterte ich.

Einige Wochen ungestörten Glücks folgten. Meine Braut schien nach jener Aussprache wirklich heiterer und zuversichtlicher geworden zu sein, und ich vermied es, jenes Gespräch je wieder zu berühren.

Sie hatte eine so freudlose Kindheit hinter sich. Ohne Geschwister wuchs sie bei einer unverheirateten Schwester ihres Vaters auf, die sie zwar vortrefflich erzog, ihr aber keine Mutterliebe gab. Das träumerische Kind fühlte sich zu dieser praktischen Alltagsnatur nicht hingezogen, und alle Fragen, die ein Kind oder eine heranwachsende Jungfrau an eine Mutter richtet, blieben ungefragt. Auch mit den Gespielinnen stellte sich nicht die rechte Harmonie ein, meine Tuberose hatte nicht das geringste Verständnis für deren tolle Backfischstreiche.

Was Wunder, daß sie ihre geheimsten Gedanken da dem Papier anvertraute; ihr Tagebuch ist mein höchster Schatz und war damals in der schweren Zeit mein einziger Trost. Welche Tiefe der Empfindung spricht aus diesen Zeilen:

„Ich brauche dich nicht mehr, Freund meiner Not, ich habe eine Seele gefunden, die mich liebt und die ich wiederliebe. Schelte mich nicht undankbar, wenn ich jetzt meinem Geliebten meine Gedanken wie sonst dir erschließe. Jetzt weiß ich, wo ich hingehöre, ich werde kein loses Blatt mehr sein, das Alleinsein auf der Erde, wie ich es immer nannte, hat aufgehört, und mein Geliebter wird mir alles, wird meine Welt sein. Seine starke Liebe wird meine trüben Ahnungen, die mich so oft quälen, töten, er wird mir neue Lebenskraft geben, ich will glücklich sein."

Hier brach das Buch ab. Habe ich dich denn glücklich gemacht, verstand ich denn dein Wesen ganz oder bliebst du mir auch die schöne, fremde Blume?

Als unser Hochzeitstag näher rückte, da wurde meine Braut wieder stiller, die Heiterkeit der letzten Wochen wich einer fast schwermütigen Stimmung. Ich konnte ja kaum die Zeit erwarten, sie ganz mein zu nennen; aber fast erschreckt wich sie manchmal meinen innigen Liebkosungen aus. Oft sah ich, wie eine innere Unruhe sich ihrer bemächtigte, ich bat sie, mir zu vertrauen, aber beinahe heftig wehrte sie mich ab, und ihre Augen flehten: Laß mich, quäle mich nicht. Und als ich sie einmal fragte, ob sie mich denn nicht mehr liebe, da sagte sie leise: „Ich liebe dich, wie ich nur überhaupt einen Menschen lieben kann."

Liebe

Die letzten Stunden verschwimmen.
Das Scheiden starrt durch die Nacht.
Schon rauscht mir aus fernen Stimmen
Die ewig zornende Schlacht.
Durch selige blaue Weiten
Der goldene Urlaub strich,
Denn es sang aus allen Saiten:
Ich liebe, ich liebe dich!

Das leuchtet wie heilige Brände
Auf hehrem Opferstein,
Das weiht uns die höchste Spende,
Die Glocken der Liebe ein,
Das führt uns aus Wäldern und Tiefen,
Aus Nebeln schwarz und schwer,
Wo die Unken des Zagens riefen,
Auch ein hoffnungsfreudiges Meer.

Wenn uns das Leid will umstürmen
Mit seiner kerbenden Flut,
Hoch soll die Liebe uns türmen
Fel'en von Kraft und Mut
Die sind uns feste Quadern,
Durch die kein Gram sich beißt,
Es strömt in unsern Adern
Der Geist, der uns aufwärts reißt.

Will wacker hinaus mich wagen
In die brüllende Brandung der Front.
Durch Nächte und Nöte wird's tagen,
Wenn deine Liebe mich sonnt,
Und wenn meine letzte Stunde
In die Halle der Ewigkeit schwebt,
In des Schweigens toter Runde
Deine Liebe lebt.

Uffz. C. F. Doell, (in der Eiller Kriegszeitung).

Daß sie mehr und mehr dahinschwand, wollte ich mir nicht eingestehen; das Gesicht war jetzt immer von einer marmornen Blässe, die ihr einen ganz besonderen Reiz gab. Auch jetzt schmückten sie immer noch Tuberosen, und wenn ich ihr solche brachte, glitt ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht. Liebkosend strich sie über die weißen Blüten und sagte:

„Sind sie nicht wie fremde, schöne Blumen, die sich hinwegsehnen nach schöneren, heißeren Ländern?"

„Wohin ich dich auch gleich nach unserer Hochzeit bringen werde, mein geliebtes Kind. Dort im Süden wirst du wieder aufblühen, die lachende Sonne, all das Schöne in der Natur wird dich das Leben lieben lehren."

Ungläubig schüttelte sie den Kopf.

„Dir wird sie scheinen die Sonne, und das Glück möge dir lächeln. Aber versprich mir", flüsterte sie, „mich nicht zu vergessen, wenn ich von hinnen gehen muß."

Meine beschwichtigende Erwiderung schloß sie mit einem heißen, leidenschaftlichen Kuß, wie sie mich lange nicht mehr geküßt hatte.

Dann schob sie mich sanft von sich. „Und nun geh, mein Geliebter, ich bin müde . . . ."

Ich wußte nicht, daß es das letzte Mal sein sollte, daß ich sie lebend sah.

Ihre Todesahnung hatte sie nicht betrogen. Am nächsten Morgen rief man mich. Da lag sie still und weiß wie eine unschuldige Blume; der Tod hatte nichts von ihrer Schönheit genommen.

Ich war vor Schmerz fast rasend. Mein Glück war gestorben. Ich würde nie wieder fröhlich werden können, das wußte ich. Wie es gekommen war? Plötzlich, ganz plötzlich. Sie hatte nicht geklagt. Nur ein Schrei — und schon war es zu Ende. Ich konnte es nicht fassen, daß sie tot sein sollte, fortgegangen auf ewig von mir. Hatte sie sich am Ende gar selbst ein Leid angetan? Konnte sie mir diesen größten Schmerz bereiten?

Der Arzt konstatierte Herzschlag; und ihr letzter Brief an mich widerlegte meine Befürchtung. Er war am letzten Abend, als ich sie verlassen hatte, geschrieben worden:

„Mein ewig Geliebter!

Ich werde sterben, bald, ich fühle es nicht — ich weiß es seit Wochen mit unumstößlicher Gewißheit. Ich habe mich von einem fremden Arzt untersuchen lassen, der mir die volle Wahrheit sagen mußte — ich beschwor ihn darum. Herzkrank bin ich, seit vielen Jahren schon, wie er mir sagte. Als ich in der letzten Zeit so traurig war, da rang ich mit mir, ob ich dir dein Wort zurückgeben sollte, damit du nicht an eine Sterbende gebunden seiest. Aber verzeih, Geliebter, ich war feige, ich konnte dir nicht wehe tun. Höre es noch einmal ohne übertriebene Beteuerungen: Ich hatte dich lieb, so lieb wie Niemanden auf der Welt. Und nun muß ich dich verlassen, da ich erfahren habe, was es heißt zu lieben und geliebt zu werden. Du wirst traurig sein, aber laß dich nicht vom Schmerz übermannen, möge dir ein neues Glück erblühen. Erfülle mir noch den letzten Wunsch: Schmücke mein Grab mit Tuberosen . . ."

So spinnt Erinnerung ihren grauen Schleier um mich, wenn die Tuberosen blühen . . . . . .

Nachdruck verboten!

Das Telegramm

Eine Erinnerung von Gustav v. Moser.

Die Frau des Lustspieldichters Gustav v. Moser war eifersüchtig. Ob sie es war, weil sie Grund dazu hatte oder nur der Meinung war, wer ihr bis zum Heiraten gefährlich wurde, müsse allen anderen Frauen, wenigstens vorübergehend, gefallen, sei dahingestellt. Die bösen Mäuler der besten Freunde sagten, die Frau habe Grund! Moser als der Hauptbeteiligte stand auf dem Standpunkt: wenn sie doch einmal eifersüchtig ist — na — denn —

Seine Frau warf ihm öfters vor, daß er seine Leutnantsmanieren auch als alter Kerl und Familienvater nicht abgelegt habe. Moser lachte dann sein breites und behagliches Lachen und suchte seine Alte zu trösten: „Ich verstehe dich gar nicht. Wenn du sagst, daß ich Leutnantsmanieren habe, so freue dich doch, daß ich so jung geblieben bin." Worauf sie mit einem vorwurfsvollen: „Was hab' ich davon?" wegrauschte.

Die Eifersucht war ja ganz nett, man konnte den Alten damit gehörig zwicken; schöner aber wärs doch gewesen, wenn man ihn mal so ein bischen Ehebiegen hätte beweisen können. Das aber wollte nicht gelingen.

Da brachte eines Tages der Bote ein Telegramm: „Treffe heute abend 9 Uhr ein. Erwarte mich. Die Dicke." Frau v. Moser hatte die Depesche in Empfang genommen und geöffnet. Hinein in das Arbeitszimmer ihres Mannes, dem das Papier vor die Nase gehalten und nun losgelegt: „Hab' ich dich endlich, du alter Sünder? Wirst du jetzt auch noch leugnen? Also, so weit ist es schon gekommen, daß dir deine Frauenzimmer ins Haus kommen?" —

„Aber, liebes Kind, ich weiß nicht, was du willst, ich kenne keine Dicke, interessiere mich auch gar nicht für Dicke." —

„Na, da sagst du wenigstens mal die Wahrheit, das weiß ich ja von mir." —

„Aber Sackerlot, sei doch vernünftig. Ich sage dir, ich weiß von nichts. Die Depesche muß auf einem Scherz oder einem Irrtum beruhen." —

„Natürlich! Nun sind deine Kneipbrüder oder die Postmenschen schuld. Das sag' ich dir aber, diesmal machst du mich nicht wieder dumm und los wirst du mich heute auch nicht." —

„Kind, will ich dich denn los werden?" —

„Ach was, laß die Scherze! Und das sag' ich gleich jetzt, du gehst mir heute keinen Schritt aus dem Hause und auf den Bahnhof gehen wir heute abend zusammen."

„Schön! Wenn dich das beruhigt, so gehst du heute abend mit, bis dahin aber hör' auf und sei vernünftig!"

„Vernünftig, o du sollst sehen, daß ich vernünftig bin, so vernünftig, um dich gründlich zu überwachen, damit auch keine Botschaft aus dem Hause kommt." — —

Abends gegen 9 Uhr standen die Ehegatten auf dem Bahnhof in Görlitz. Frau v. Moser ein wenig hinter ihrem Manne, so daß sie das Terrain genau übersehen konnte. Der Zug lief ein. Die Reisenden stiegen aus. Keine Dicke steuerte auf den bewachten Mann los. Plötzlich ertönte eine kräftige Stimme: „Na, Gustav, träumst du?" und vor Moser stand sein Freund, der Geheime Intendanzrat Diedicke aus Dessau.

„Diedicke, Mensch, wo kommst du denn her?" —

„Wo ich herkomme? Erlaube, ich habe doch telegraphiert, und du bist doch hier, um mich abzuholen!"

Moser riß die Augen auf und schrie: „Diedicke — die Dicke!" Dann lachte er, lachte — —

Diedicke wußte nicht, was er von diesem Ausbruch halten sollte. Frau v. Moser, die alles gehört hatte, schlich kleinlaut herbei, begrüßte den Geheimrat und schnauzte ihren Mann an: „Kommt, gehen wir, und du könntest dich auch ein bischen mehr zusammennehmen."

Moser liefen vor Lachen die Tränen über die Backen, während er stammelte: „Diedicke — die Dicke!" —

Ein gutes Nachspiel hat das Versehen des Telegraphenbeamten, der aus einem Worte zwei machte, für die beiden Freunde doch gehabt: Mosers Weinkeller konnte einer gründlicheren Probe unterzogen werden, als es normaliter von der eifersüchtigen Frau zugelassen worden wäre.

Hans Calm.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191809221-18/fragment/page=0005

Die Wacht an der Elbemündung

I. Kriegsgedanken.

„Hamburg, von der englischen Flotte beschossen, steht in Flammen! Fünfundzwanzig deutsche Schlachtschiffe in der Nordsee versenkt! Die Franzosen haben den Rhein überschritten!" Tauteten nicht so im August 1914 die feindlichen Schwindeltelegramme, mit denen die Welt durch Reuter und Havas überschwemmt wurde? Und wie stellt sich die Wirklichkeit heute nach vier Kriegsjahren dar? Mehr als ein Dutzend englischer Schlachtschiffe sank auf den Meeresboden, nur ein einziges älteres deutsches Linienschiff, die „Pommern", haben wir auf der entsprechenden Verlustliste zu buchen. Die Franzosen am Rhein? Im eigenen, arg verwüsteten Lande führen sie diesen Krieg, und noch heute betrat kein Welscher den Strand des grünen Stromes. Und Hamburg? Zwar abgeschlossen vom lebendigen Pulsschlag des Weltverkehrs, im Dornröschenschlaf, dem Prinzenkuß des Friedens entgegenharrend, aber doch heute noch so unversehrt wie am ersten Kriegstage. Unbehelligt geblieben von englischen Schiffsgranaten, sowohl wie auch von Fliegerbomben feindlicher Wasserflugzeuge. Das dankt die stolze hanseatische Handelsstadt der tüchtigen Marine, ihrer Wacht, die sie auf See und an der Küste hielt. Insbesondere auf Helgoland und an der Elbemündung. Der Wunsch, einen Einblick zu tun in das Kriegsleben der Besatzungen unserer Küstenforts und in der Nähe unserer Marinefestung Cuxhaven, führte mich zu einem kurzen Besuche dorthin und zeitigte wertvolle, bleibende Eindrücke, die auch für die Oeffentlichkeit Interesse haben dürften.

Am frühen Morgen traf ich mich mit dem mir zur Verfügung gestellten Führer, Oberleutnant d. R. H., und begann mit ihm die nicht gerade unbeschwerliche Wanderung. „Augen und Ohren aufmachen!" hieß es, wenn man in diesen wenigen Stunden Ersprießliches, Nutzbares sammeln wollte. Ich tat's in reichstem Maße. Ließ mir berichten von dem Erleben aber vielmehr Nichterleben dieser vier Kriegsjahre. Wie die Reservisten im August 1914 in hellen Scharen ankamen und auf die Batterien verteilt wurden, wie die Küstenforts, mit der neuen alten Mannschaft hurtigst auf höchste Kriegsbereitschaft gebracht, Schießübungen bei Tage und bei Nacht veranstalten mußten. Wenige Tage genügten, und die Elbwacht war bereit zum Empfang des Feindes. Aber er kam nicht, so sehnsüchtig auch Tausende junger und alter Augen über die See lugten. Und so warten sie heute noch auf den Briten, wenn auch mit anderen Gefühlen als vor vier Jahren. Ueberwog damals gespannte Erwartung, kühner Angriffsgeist und gebändigter Tatendrang, so trat später an deren Stelle heiliger Zorn über des vermessenen „meergewaltigen" Albion feige Zurückhaltung und dann, je mehr und länger und langsamer der Zeiger der Kriegsuhr voranrückte, stille, verbissene Entsagung. Wache halten, Pflicht tun, einen Tag um den anderen. Warten und immer wieder warten. Warum kam die englische Flotte nicht und ließ ihre Geschütze spielen? Markige Antwort wäre ihr sicher gewesen. Doch der für sie wenig rühmliche Strauß gegen die Dardanellen saß und sitzt den Engländern heute noch in den Knochen. Also müssen die Cuxhavener Artilleristen weiter warten. Wahrscheinlich vergeblich bis zum Kriegsende.

Auch eine andere Hoffnung trog. So angespannt die Augen Morgen um Morgen den Strand absuchten, das ersehnte englische Unterseeboot, herbeigewünscht als Zielscheibe für die Kruppschen Feuerschlünde, kam nicht. Und wird ebenfalls wohl nicht kommen. Elbaufwärts aber liegt Hamburg, unversehrt wie am ersten Kriegstage. Ja, die Küstenwacht hat ihrem Namen alle Ehre gemacht; alle unsere Küstenstädte liegen unversehrt. Ihrem Vorhandensein dankt die reiche Hansestadt, daß ihr das Los vieler englischer Seeplätze erspart blieb.

Ein köstlich Wächteramt ist es, das unsere Matrosenartilleristen ausüben dürfen. Ein Kleinod gibt es zu bewachen und zu schirmen vor Feindes Angriff — Hamburg, die strahlendste Perle im Kranze deutscher Seestädte.

Träge wälzt der graugelbe Elbstrom seine Fluten zum Meer. Bis vor vier Jahren trug er auf seinem Rücken die Schätze der Erde an Hamburg, führte abwärts in tiefbeladenen Schiffen die Lasten, die von dem Fleiß deutscher Arbeiter, von der Unternehmungslust deutschen Handels und dem Schaffen unserer Industrie zeugten. Heute liegt die breite Wasserstraße verödet und verlassen. Fischerfahrzeuge gondeln langsam dahin, Binnenfischer eilen vorüber, Torpedoboote jagen vorbei, dann und dann schwebt auch der pralle Rücken eines Unterseebootes entlang. Der Weltkrieg hat das Bild, das sich vor Cuxhaven bietet, gründlich geändert. Die Nähe des Kaiser-Wilhelm-Kanals tut ihr übriges, um der Elbe den heutigen kriegerischen Stempel aufzudrücken. Der Kanal — daß er ein hochwichtiges Mittel unserer Seekriegführung ist, hat er glänzend bewiesen — ist das zweite Kleinod, das die Wacht an der Elbe zu schirmen hat. Nordostsee-Kanal und Hamburg, zwei Stätten, bei deren Namen das deutsche Auge voller Stolz aufleuchten darf. Der Friedensschluß wird beide wieder vor die alten wichtigen, vor neue, noch wichtigere Aufgaben für Deutschlands Zukunft stellen. Bis dahin aber hält die Matrosenartillerie an der Elbemündung treue Wacht und sichert beider Unversehrtheit.

II. Strandwanderung.

An exerzierenden Minensuchmatrosen und Matrosenartilleristen führt unser Weg vorbei zum Strande. Die erste Batterieanlage wird flüchtig in Augenschein genommen.

Am grünen Deich schlendern wir in dem lachenden Morgen entlang. Weidendes Rindvieh. Freche Stare und andere kleine Vertreter der gefiederten Welt hüpfen emsig zwischen den prallen schwarzweißen und braunen Körpern der Herde herum: Goldammern, Rotkehlchen, Haubenlerchen und wieder Stare. Die sind sonderbarerweise hier häufiger als der Gassenbub des Vogelgeschlechts, der Sperling. Einige einsame Blümlein im saftigen Deckteppich. Droben eine jubilierende Lerche. Und vor uns der träge Elbstrom dicht vor der Mündung in die Nordsee. Eine endlose, weite Wasserfläche, selten unterbrochen von dem prallen Segel eines Fischerfahrzeuges oder der blassen himmelansteigenden Rauchwolke irgendeines kleinen Kriegsschiffes.

Prinz Friedrich Karl von Hessen.

Unser Gespräch nimmt interessante Formen an. Wie die Stimmung der Leute ist, will ich wissen, und erhalte Aufschluß. Man überlege: Vier Jahre in dieser einsamen Festungsgarnison; Stacheldrähte, Posten ringsum. Abwechslungen, geistige Genüsse selten. Der Krieg und wieder der Krieg drückt dieser Marinefestung seinen vollkommenen Stempel auf. Nimmt's dann wunder, wenn die tatenfrohe Begeisterung der 1914er Augusttage heute nur noch in geringerem Maße vorhanden ist? Wenn der Reservist und Seemehrmann sehnsüchtiger an Weib und Kind und eigenen Herd denkt als vor vier Jahren, da er zu ihrer Verteidigung in den blauen Marinekittel schlüpfte? Daß der aus militärischen Rücksichten nicht zu oft und nicht sehr reichlich gestattete Urlaub den Cuxhavener Marinemann anmutet wie eine Oase in sandreicher, einförmiger, wasserloser Wüste. Dennoch, würde der Feind seine seit vier Jahren ersehnte Antrittsvisite machen, er würde ein „Willkommen" finden, in dem der seit eineinhalbtausend Kriegstagen aufgespeicherte Tatendrang einen höchst erfrischenden und für den Feind kaum sonderlich angenehmen Ausdruck finden würde.

Im Weitergehen berichtet mein Führer von seinem Kriegserleben. Am 1. August 1914 saß dieser Hamburger Salpeterkaufmann in der chilenischen Hafenstadt Tokopilla! Die Telegramme überstürzten sich: „Krieg in Europa!" Serbien, Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Rußland, Frankreich in Waffen. England trat ins feindliche Lager. Die Heimat in Gefahr. Das Konsulat wurde bestürmt, leer die Schiffe im Hafen und die Kontore der deutschen Handelshäuser. Nur eine einzige Sehnsucht lebte in den deutschen Herzen: Zur Heimat und zum Rhein!

Bald erlitt der erste Begeisterungsrausch die erste Ernüchterung. Ein Wille war da, ein einziger unter den vielen deutschen Reservisten, aber kein Weg schien zur Heimat zu führen. Da machten sie sich auf gut Glück auf die Beine, die Hamburger und Bremer Seeleute, die jungen Kaufleute, die Ingenieure, Monteure und Arbeiter aus den Salpeter-, Silber- und Kupferbergwerken Südamerikas. Am 9. August verließ Oberleutnant H. Tokopilla, wandte sich mit mehreren Gefährten nach Antofogasta und von da ins Innere Boliviens. Auf der Hochebene mit Hurrarufen und der „Wacht am Rhein" empfangen. Deutsche Brüder, beseelt von gleichem Heimatsdrange. Die Konsulate suchten zu dämpfen. Die Aussicht, nach Deutschland zu kommen, sei verschwindend gering. Umsonst. Hier in jedem Militärpaß stand es schwarz auf weiß: „. . . hat sich am . . . ten Mobilmachungstage zu melden." — Weiter durchs Gebirge. Der mit sechs Pferden bespannte Wagen ratterte über Stock und Stein. Buenos Aires — italienischer Postdampfer — Gefangennahme in Gibraltar. Die Engländer scherten sich den Teufel um das Freigeleit, das ihr Konsul am La Plata den 60 deutschen Reservisten schwarz auf weiß gegeben hatte, um sie desto besser den Höfchern im Felsennest am Mittelmeer in die Hände spielen zu können. Englische Auffassung von Treu und Glauben!

Der spanische Generalkonsul trat energisch für die Deutschen ein. Wochenlange Haft und dann frei. Nach Italien und — Deutschland. Lieb Vaterland, deine Söhne aus Südamerika sind hier! Tausende fanden den mühevollen Weg auf ähnliche Art, durchdrungen von heiligster Vaterlandsliebe. Wie Deutschen!

Und nun hält der Südamerikaner neben mir wie so viele andere Männer die Wacht an der Elbemündung. Vor uns taucht das Fort Kugelbaake auf. Grüne Wälle, ein hoher Signalmast, daran unsere Flagge jauchzend zerrt. Lerchenjubel. Ein breiter, gleißender Sonnenpfad auf dem Elbgewässer. Ein Minensuchboot läuft aus. Idyllischster Frieden scheint ringsum zu lagern. Einige Schritte weiter, am paroleforderndem Posten vorbei, und wir treten in das Fort ein.

Allerhand Neues vom Film

In Amerika hat man kürzlich eine neues „Filmwunderwerk" eingespielt, eine Art Rekordstück, das den Namen „Die Geburt der Nation" trägt, und dessen Handlung in der Zeit vor dem Sezessionskriege spielt. Die Inszenesetzung des Dramas, die genau von dem „berühmten" Filmregisseur David Griffiths überwacht wurde, nahm nicht weniger als acht Monate in Anspruch. Die Originalaufnahmen erforderten mehr als 600 000 Meter Film. Das Stück enthält über 5000 verschiedene Szenen, in denen 18 000 Menschen und 8000 Pferde mitwirken. Die annähernden Kosten betragen 500 000 Dollars. Als Sachverständige waren für die Inszenierung der historischen Auftritte u. a. vier amerikanische Geschichtsprofessoren von verschiedenen Universitäten gewonnen worden, ferner eine Reihe alter Veteranen aus dem Bürgerkriege. Sämtliche Szenen waren auf historischem Boden dargestellt worden. Man hatte sich zeitgenössischer Bilder bedient, um eine Menge historischer Situationen wiederzugeben, darunter den bekannten Marsch des Generals Sherman nach dem Meere und den Brand der Stadt Atlanta. Diese Stadt war eigens für den Zweck aufgebaut und, als der Film aufgenommen wurde, angezündet worden. Auch mehrere Szenen mit dem Präsidenten Lincoln als Mittelpunkt sind wiedergegeben, und zwar nach bekannten Gemälden. Der Mord an Lincoln, auch eine in dem Stück vorkommende Begebenheit, wurde in einem Theater aufgeführt, das genau nach dem New-Yorker Theater gebaut war, in dem das Attentat stattfand; und nach Anweisung von Persönlichkeiten, die bei der Bluttat anwesend gewesen waren. Um eine Schlacht — die bei Petersburg — wiedergegeben, war das betreffende Schlachtfeld von einem ganzen Bataillon Genieofaldaten nach vorhandenen Karten und Rissen des Washingtoner Kriegsministeriums angelegt worden. Die Artillerie vor dem Angriff ahmte die Wirklichkeit genau nach, und die schweren Geschütze, die ebenfalls in Tätigkeit gesetzt wurden, verbrauchten bei jedem Geschoß eine Summe von mehr als 300 Mark. Bei der Darstellung der Kampfszenen wurden ein vollständiges Kommissariat und zwei Feldambulanzen mit geführt. Es wurden auch etwa zwölf Personen verletzt, obwohl das Gebiet, auf dem diese Szenen zur Darstellung gelangten, vier Tage lang behördlich von allem Verkehr abgesperrt worden war. Der Film ist 800 Mal in New-York zur Vorführung gekommen, wobei die durchschnittliche wöchentliche Besucherzahl allein im Liberty-Theater 80 000 betrug. Die gesamte Einnahme überschritt drei Viertelmillionen Dollars. Vorlesungen über Kinematographie werden neuerdings an der New-Yorker Columbia-Universität und an der Chicagoer Hochschule abgehalten. — Einem amerikanischen Blatt zufolge sind während des letzten Jahres 250 Millionen Fuß Film, davon 100 Millionen rein amerikanischen Ursprungs, an die in Frankreich kämpfenden amerikanischen Soldaten gesandt worden. — Auch eine neue Art, die Reklame für sich selbst mit einer Feldspende an das Rote Kreuz zu verbinden, ist der amerikanische Kinokünstler Bill Hart verfallen, indem er sich einen „Rotekreuzhut" zulegte. Dieses Kopfbegleitungsstück soll mit den eigenhändigen Namenszügen des Präsidenten Wilson, des Vizepräsidenten und der übrigen Regierungsmitglieder versehen werden. Dann soll es nach Europa wandern, um Autographen von König Georg, Lloyd George, Poincaré, Joffre, Foch, Pershing und vielen anderen Größen zu sammeln. Hierauf will Hart, daß der Hut an ihn zurückgesandt werde, damit auch er seinen unsterblichen Namen anfüge, worauf der Autographenhut versteigert werden soll.

Das Radium-Wunder

Im Sommer des Jahres 1898 durcheilte eine merkwürdige Kunde die Welt: Ein Stoff war entdeckt worden, der sich von allen Körpern und Stoffen, die man kannte, durch eine Reihe ganz merkwürdiger Eigenschaften unterschied. Zunächst war, wie sich herausstellte, dieser Stoff überall vorhanden und doch sozusagen nirgends: überall, weil er sich an zahlreichen Orten nachweisen ließ, in der Luft, im Wasser, in Kellern, in Gesteinen usw. usw. und doch nirgends, denn es gelang äußerst schwer, ihn zu fassen, in so geringen Mengen, in so gewaltiger Verdünnung war er verteilt: er glich dem Körnchen Salz, das man in einen See hineinwirft: Das Salz löst sich im Wasser auf und verteilt sich gleichmäßig durch die ganze Wassermasse. In jedem Tropfen, den man herausschöpft, ist eine winzige Spur davon enthalten. Diese Spur ist aber so gering, daß es kaum möglich ist, den Nachweis ihres Daseins zu führen.

Genau so liegen die Verhältnisse bei dem neuen 1898 entdeckten Stoff, dem Radium. Wir sind gewissermaßen von Radium umgeben und können es doch nur so unendlich schwer fassen. Nun gibt es aber gewisse Stellen auf der Erde, wo es in etwas größeren Mengen vorkommt. Ein solcher Ort ist das Städtchen Joachimsthal in Böhmen, wo sich ein merkwürdiges Mineral, die sogenannte „Pechblende", vorfindet. Aus der Pechblende wird das Element Uran gewonnen, das die Eigenschaft hat, Strahlen auszusenden, die auf die photographische Platte einwirken. Außerdem weisen sie auch gewisse elektrische Eigenschaften auf. Nun deuteten gewisse Anzeichen darauf hin, daß in der Pechblende noch ein Stoff vorhanden sein müsse, der die eben erwähnten Eigenschaften in noch höherem Maße zeigt. Wer war aber der Künstler aber vielmehr der glänzende Chemiker, dem es gelingen konnte, diesen Stoff zu isolieren und in greifbarer Form darzustellen? Dieses einzig dastehende Kunststück gelang der mit dem französischen Physiker Pierre Curie verheirateten Polin Maria Sklodowska. Welche langwierige Arbeit dabei zu leisten war und welche Geduld und Mühe dazu gehörte, können wir erst dann voll ermessen, wenn wir bedenken, daß fünf Millionen Teile Pechblende nur einen Gewichtsteil Radium enthalten. Fünf Millionen Teile Erz mußten also weggearbeitet werden, um den einen darin in feinster Verteilung vorhandenen Teil zu finden, den man suchte. Und dann war diese Spur noch nicht einmal reines Radium, sondern ein Radiumsalz, das Radiumbromid, das aber genau dieselben Eigenschaften zeigte wie der Grundstoff selbst, so daß es für die wissenschaftliche Erforschung seiner Eigenschaften wohl geeignet war.

Und nun diese Eigenschaften! Ein ganzer Kranz von Märchen und Sagen hat sich nach dem Bekanntwerden des Radiums gebildet, Wahrheit und Dichtung wurden reichlich gemischt. Vielfach man aber bei der Wahrheit, so ergibt sich wahrlich noch genug des Merkwürdigen. Von der Wirkung auf die photographische Platte haben wir schon gesprochen. Sie rührt daher, daß das Radium ständig Teilchen abschleudert, die chemische und elektrische Wirkungen ausüben. Dabei leuchtet es im Dunkeln, eine Eigenschaft, die ihm seinen Namen gegeben hat, denn Radium heißt das „Strahlende". Die abgeschleuderten Teilchen, die gasförmiger Natur sind, nennt man die „Emanation". Ein Gramm Radium braucht nicht weniger als rund 2800 Jahre, um sich vollständig in diese gasförmige Emanation aufzulösen. Wie merkwürdig ist aber nun auch diese Emanation wieder! Führt man einen Körper in den gasförmigen Zustand über und verdichtet man das Gas wieder, so entsteht immer wieder ganz genau jener Körper aus dem es entstanden ist. Verwandelt man also z. B. Wasser in Wasserdampf und verdichtet man diesen, so bildet sich eben immer wieder Wasser. Anders beim Radium. Wird seine Emanation verdichtet, so entsteht aus ihr nicht mehr Radium, sondern ein ganz anderer Körper, das „Helium". Die Chemie hat die Lehre aufgestellt, daß man einen chemischen Grundstoff nicht in einen anderen verwandeln könne. Darum dünkte man sich in unserem Zeitalter auch erhaben über das Gebaren der mittelalterlichen Alchimisten, die aus unedlen Metallen, also aus Blei usw., Gold machen wollten. Heute hat diese Lehre eine Erschütterung erfahren. Aus Radium läßt sich Helium herstellen und man hat inzwischen noch andere derartige Umwandlungen gefunden. So entsteht z. B. durch die Einwirkung seiner Emanation auf die Salze des Silbers und Kupfers ein weiterer chemischer Grundstoff, das „Xenon".

Das Radium verfärbt auch die Edelsteine. Durch seine Strahlen gehe hellblauer Korund in dunkelgrünen Smaragd über, gelber wird in roten Rubin verwandelt. Das Radium zerstört das Leben der Pflanzen und bringt organische Gebilde zum Absterben. Diese Eigenschaft ist eine nützliche und gefährliche zugleich: nützlich deshalb, weil sie uns die Möglichkeit gibt, gewisse Geschwülste, vor allem Hautkrebse, durch Bestrahlung mit Radium zu zerstören, eine Möglichkeit, von der die heutige Medizin reichlichen und erfolgreichen Gebrauch macht. Gefährlich aber ist diese Eigenschaft, weil durch unvorsichtiges Umgehen mit Radium Verbrennungen der Haut stattfinden können. Ein Forscher, der eine Kapsel mit Radium bei sich trug, erlitt durch Kleider und Wäsche hindurch schwere Hautwunden. Da die Strahlen des Radiums durch gewisse Metalle, vor allem durch Blei, nicht hindurchdringen, so haben wir dadurch ein Mittel, um uns vor seinen unerwünschten Wirkungen zu schützen. Die Kapseln, in denen das für medizinische Zwecke gebrauchte Radium aufbewahrt wird, bestehen aus Blei und sind mit einer winzigen Oeffnung versehen, aus der die Strahlen heraus und auf die zu behandelnden Teile der Haut gelangen. Die Tresore, in denen man das Radium aufbewahrt, sind gleichfalls mit Blei ausgeschlagen. Die Aufbewahrung geschieht deshalb in Tresors, weil es bis jetzt auf der ganzen Welt überhaupt nur drei Gramm Radium gibt, von denen das Gramm einen Wert von über 300 000 M. hat. Diese drei Gramm würden für die wissenschaftliche Forschung und medizinische Anwendung nicht genügen. Zum Glück ist aber gelungen, auch noch andere Körper aufzufinden, deren Eigenschaften denen des Radiums sehr ähnlich sind und die man an seiner Stelle verwendet. Sie haben auch den Vorzug, viel billiger zu sein als das Radium selbst. Leider hat der Krieg die Radiumforschung unterbrochen. Wer weiß welch merkwürdige Eigenschaften uns dieser Körper sonst inzwischen noch offenbart hätte. Dr. A. R.

Das Sonnenflecken-Maximum

scheint vorüber zu sein; denn nach mehrjährigem, steilem Aufstieg fängt die mittlere Fleckenkurve an, sich wieder zu senken, wie die vor der Schriftleitung der astronomischen Monatsschrift „Sirius" der Jahresstoß begonnene zusammenfassende Bearbeitung aller erreichbaren Sonnenbeobachtungen ergibt. Es wurden zwei Teilmaxima festgestellt, von denen eins auf den August 1917, das andere auf den Dezember desselben Jahres fiel. In den letztverflossenen Maximaljahren 1905 und 1906 gab es ausnahmsweise sogar drei ungefähr gleichwertige Höhestände. Es ist somit nicht völlig ausgeschlossen, daß die Fleckenerscheinungen auch in nächster Zeit nochmals stark zunehmen, wenn es auch nach den Erfahrungen in früheren Perioden nicht wahrscheinlich ist, daß der Stand des August oder der zweiten Dezemberhälfte 1917 überschritten werden wird. Unter den Sonnenflecken der letzten Jahre waren viele bequem mit freiem, nur durch ein Dämpfglas geschütztem Auge zu sehen; in der aufgeregten Kriegszeit haben sie erklärlicherweise im allgemeinen wenig Beachtung gefunden. Da mancher Sonnenfleckenbeobachter das Fernrohr aus der Hand legen und zur Waffe greifen mußte, ist es zu begrüßen, daß der „Sirius" die noch tätigen ständigen oder gelegentlichen Beobachter der Sonne entregt, ihre Ergebnisse zu vereinigen, damit die nunmehr einige Jahrhunderte umfassende Statistik der Sonnenflecken auch bei uns weitergeführt wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191809221-18/fragment/page=0006

(Nachdruck verboten.)

Wie in China das Braten erfunden wurde

Von M. Trott.

In früher, früher Zeit lebte in China ein alter Schweinehirt Ho-Ti, der mit seinem Sohne in einer einfachen Schilfhütte wohnte. Er ernährte sich recht und schlecht, seinen ganzen Stolz bildete der Schweinestall, in dem sich neun schöne Ferkel befanden. Zu Zeiten, da man solch ein Schwein schlachtete und verzehrte, herrschte immer eitel Freude und Lust in der Schilfhütte, denn das Schweinefleisch schmeckte Ho-Ti und seinem Sohne Bo-Bo trefflich. Da man in damaliger Zeit das Braten noch nicht kannte, nicht einmal etwas vom Fleischkochen wußte, so wurde das rohe Fleisch, das man unter Brettern weich quetschte, verzehrt.

Nun war Ho-Ti eines Tages hinaus in den Wald gegangen, um Masteicheln für seine Schweine zu sammeln Bo-Bo bewachte daheim die Hütte, spielte aber übermütig mit dem Feuer, ein Funken flog auf das Schilflager, und in wenigen Augenblicken stand die Hütte des alten Schweinehirten in Flammen. Das wäre nun an und für sich nichts Schlimmes gewesen, denn die Schilfhütten brannten häufig nieder. Das größte Unglück aber war, daß alle neun Schweine mit umgekommen waren. Traurig stand Bo-Bo neben dem rauchenden Haus. Da stieg ihm ein Geruch angenehm in die Nase. Was war denn das? Der Geruch kam nicht vom Schilf her. Er durchstöberte die Asche und fand ein halb verbranntes Ferkel. Er faßte es an, zog aber entsetzt die Finger zurück, der Körper des Tieres war ganz heiß. Um die Finger abzukühlen steckte er sie in den Mund und bemerkte nun, daß der wundervolle Geruch von dem verbrannten Schwein herrührte. Er wiederholte das Betasten und schälte schließlich aus dem Schwein ein Stückchen heraus, das er verzehrte. O, wie prächtig schmeckte das! Er aß weiter, immer weiter, bis er völlig gesättigt war.

Da kam der Vater heim. Als er sah, daß seine Ferkel verbrannt waren, prügelte er seinen Sohn aus Leibeskräften. Doch Bo-Bo hielt dem Vater ein Stück Schweinefleisch hin und riet ihm davon zu kosten. Ho-Ti tat es und auch ihm schmeckte das Stück Fleisch so prächtig, daß er mit dem Schlagen innehielt und das Ferkelchen zu verzehren begann.

Die Schilfhütte wurde bald wieder aufgebaut. Auch Schweine wurden wieder angeschafft. Aber merkwürdig! Sobald die Schweine eine bestimmte Größe hatten, brannte die Hütte bei Ho-Ti nieder. Das geschah in jedem Jahre zweimal. Da wurden die Nachbarn aufmerksam und eines Tages überraschten sie Ho-Ti und dessen Sohn, als beide aus der Asche ein verkohltes Ferkel ausgruben und es verzehrten. Das war etwas Unerhörtes. Wie konnte der Schweinehirt wagen die Tiere zu verbrennen und in solch unreinem Zustand zu essen. Er wurde angeklagt und kam vor das Gericht. Aber Ho-Hi war nicht dumm. Er nahm zur Verhandlung die gebratenen Hinterbeinchen eines Ferkels mit und gab sie vor Beginn der Sitzung dem Richter. Der aß — und Ho-Ti wurde freigesprochen. Schon am nächsten Tage brannte die Hütte des Richters nieder. Er kaufte alle Schweine, deren er habhaft werden konnte auf, die Tiere stiegen ungeheuer im Preise und schließlich verriet der Richter seinem Freunde, auf welch treffliche Idee Ho-Ti gekommen sei. Seit dieser Zeit brannten in China bald hier, bald dort die Schilfhütten. Ueberall roch es köstlich nach verbrannten Schweinen, jedermann freute sich über den Leckerbissen.

Da kam der Weise Tscho-Si durch das Land und wunderte sich über die zahlreichen Hüttenbrände. Man verriet ihm das Geheimnis. Der Weise befragte seine Bücher, und nach vier Tagen trat er vor das Volk mit dem Bemerken, man könne doch das Schwein an einem kleinen Feuer braten, man brauche deswegen nicht die ganze Hütte abzubrennen. Das leuchtete den Chinesen ein, man wagte den Versuch, und er gelang. Seit jener Zeit kennt man in China das Braten.

Soll keiner mich fragen

Soll keiner mich fragen,
Wieviel Schmerzen ich hab,
Eins will ich nur sagen:
Er schlummert im Grab.

Er ist mir gefallen
Im Morgenrot,
Der Schönste von allen:
Mein Liebster ist tot!

Ein Hügel in Flandern
Drin schläft er allein,
O tät mit den andern
Im Grab er doch sein!

O könnt ich mich schmiegen
Zu dir, Liebster du,
Wie gut tät ich liegen
Und Ruh hätt ich, Ruh!

Johanna Weisskirch.

Der gefährdete Maßkrug

Der bayerische Maßkrug soll verschwinden! Auch er soll ein Kriegsopfer werden! Er ist, wie aus Gastwirtskreisen verlautet, jetzt schwieriger zu beschaffen, und die Kosten für seine Beschaffung sind bedeutend gestiegen. An seine Stelle soll ein „Einheitsglas" treten. Die Frage, ob der Münchener Maßkrug bleiben oder durch dieses Einheitsglas ersetzt werden soll, kann aber nicht vom Standpunkte der Gastwirte aus ihre Lösung finden. „Maß" gebend im vollsten Sinne des Wortes sind nur Bayerns Volksseele und ein physikalisches Naturgesetz. Darum, ob die Anschaffung des Maßkrugs oder des Einheitsglases für die Gastwirte billiger ist, kümmert sich die bayerische Volksseele verflucht wenig. Auch nicht darum, ob ein anderes Gefäß leichter zu reinigen ist. Sie hängt am Altbergebrachten, an dem Gefäße, durch das das Bayernvolk groß geworden ist, das im vollsten Sinne des Wortes die Mutterbrust abgelöst hat. Eine „schäumende Maß" — da geht nix drüber! In Bier-Dingen versteht der Bayer keinen Spaß. Schon gar manchmal gab es in München die bekannten „Bierrevolten", die bald durch Erhöhung des Bierpreises um einen Pfennig pro Liter, bald durch den früheren Schluß des Salvatorausschanks herbeigeführt wurden, und wobei es nicht nur blutige Köpfe gab, sondern wo zur Unterdrückung des Aufstandes Militär ja sogar ganze Schwadronen schwerer Reiterregimenter anrücken mußten. Auch bei diesen Revolten schwang der Bayer seinen Maßkrug, allerdings als Waffe, denn auch als solche ist ihm der Krug gar gewohnt, lieb und von Jugend auf vertraut. Die Gastwirte, die am Althergebrachten rütteln wollten, spielen also ein gar gefährliches Spiel: wo die Maß nicht mehr schäumt, könnte gar leicht die Volksseele ins Schäumen geraten.

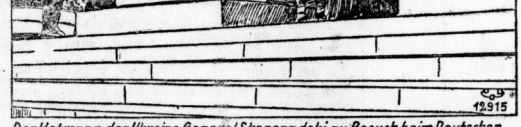
Es spielt bei dieser Frage, wie erwähnt, aber auch ein physikalisches Naturgesetz mit. Nirgends bleibt das Bier so schön kühl wie im Maßkrug. Es muß allerdings ein echter, ursprünglicher, bajuwarischer Maßkrug sein, keines jener Erzeugnisse des modernen Kunstgewerbes, die unverständigerweise glasiert sind. Der echte alte Maßkrug ist nicht glasiert. Infolgedessen ist er schwach porös. Nach den Gesetzen der Kapillarität und der Osmose geben geringe Teile des flüssigen Inhalts durch die Poren hindurch und verdunsten an der Außenfläche. Durch Verdunstung entsteht aber bekanntlich Kälte. Das wußten schon die alten Aegypter und darum benutzten sie ein heute noch in Aegypten allgemein gebräuchliches Gefäß, die „Gullah", in dem sie das zum Trinken bestimmte Nilwasser aufbewahrten und das als der Vorläufer des bayerischen Maßkruges gelten kann. Auch hier schlägt die Feuchtigkeit von innen durch den unglasierten Ton nach außen durch und verdunstet von der Oberfläche. Je heißer es ist, desto stärker die Verdunstung, desto stärker auch die Abkühlung. Darum verachtet auch der echte Münchener die glasierten Erzeugnisse des modernen Kunstgewerbes, er bleibt bei dem Maßkrug seiner Väter. Es ist den Münchenern schon arg genug, daß sie Kriegsbier trinken müssen. Dieses Kriegsbier aber noch aus den Kriegsgläsern der Gastwirte — „do bal'st mer net gehst!"

Nachdruck verboten.

Bunte Mappe

Reitende Tiere.

Die Verfechter des Fortschrittsgedankens der Menschheit haben im gegenwärtigen Kriege einen schweren Stand, behaupten sie doch, daß der Fortschritt der Menschheit im wesentlichen dasjenige sei, was den Mensch vom Tier unterscheidet. Gegenwärtig müßte man eher von einem negativen Fortschritt reden; besser ist es daher, anstelle des Wortes Fortschritt von „Entwicklung" zu sprechen. Hier kommen aber sofort die Zoologen und beweisen uns, daß die Tiere auch sich entwickeln und keinesfalls, wie manche annehmen, an ihren Lebensgewohnheiten unverrückbar festhalten. Ein Beispiel bietet das Zusammenleben von Käfern mit Termiten und Ameisen. Ein kleiner Käfer, Dorylorexus mit Namen, der in den heißen Gegenden der alten Welt eine weite Verbreitung besitzt, scheint in diesem Zusammenleben oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, in dieser Symbiose besonderen Geschmack zu finden. Er verträgt sich in Ceylon und Ostindien mit seinen Hausgenossen vortrefflich, so daß beide in der gemeinsamen Wirtschaft, die sie führen,



Der Hetmann der Ukraine General Skoropadski zu Besuch beim Deutschen Kaiser: Links der Kaiser und der Hetmann auf der Schlossterrasse.

Amerikanische Gefangene bei der Wäsche.

Für unsere Frauen

Baltische Frauen

Wenn unsere nüchterne Zeit auch wenig dazu geeignet ist, über die Schönheit der Frau, wo immer sie uns begegnet, begeisterte Loblieder anzustimmen, so wird doch auch der nüchternste Beobachter den baltischen Frauen, denen heute wohl das Interesse vieler deutschen gilt, in dieser Hinsicht ein ungeschmälertes Lob aussprechen. Auch heute, noch sind sie von jener Schönheit und Anmut beseelt, die den Dichter Paul Flemming schon im Jahre 1630 anläßlich seiner unglücklichen Liebe zu einer Revaler Ratsherrntochter dazu begeisterte, die baltischen Frauen „Schönse auf Erden", „Menschen-Göttingen" und „Baltische Sirenen" zu nennen.

Wie er, haben aber auch ungezählte andere die Baltin ob ihrer großen körperlichen Reize gepriesen, die bei der durch die Verhältnisse gebotenen Abgeschlossenheit von jedem Einschlag russischen Blutes ihren Ursprung haben. Schlank, hoch gewachsen, vorwiegend von einem wundervollen Blond, mit schönen „antien, blauen Augen, zeigen die Baltinnen der adeligen wie gut bürgerlichen Kreise einen rein germanischen Typus und in ihrer Haltung und Sicherheit im persönlichen Verkehr sind sie stets die „Dame", die in einem Gefühl unantastbarer Reinheit, gegenüber ihren deutschen Mitschwestern eine bevorzugte Stellung einnimmt.

Freilich trug zu dieser auch die beharrende Ergebung der Töchter des Landes bei. Sie wurden in erster Linie für das Haus, für die Familie erzogen, und die baltischen Frauen setzen ihren Stolz darein, ihre Töchter so umfassend wie möglich auf ihre späteren Pflichten als Mutter und Hausfrau, wie auch als würdige Repräsentantin der Stellung ihres späteren Gatten zu erziehen. Als solche genießen sie dafür aber auch Rechte, wie sie heute in keinem anderen Lande mehr den Frauen zugestanden werden. Sie sind bestimmend für den Ton in der Familie, sie wählen ihren Bekanntenkreis und entscheiden lange und eingehend, wer zu den Gästen des Hauses gezählt, wer diesem Kreise erhalten werden soll. Als Hausgebieterinnen sind sie allerdings dann auch von einer geradezu beispiellosen Gastfreundschaft beseelt, denen das leibliche und körperliche Wohl der Gäste und Freunde des Hauses über alles geht. Als Mütter sind sie aufopferungsvolle und erzieherische Vorbilder für die ihnen anvertrauten Kinder. Das hindert sie jedoch nicht, seit der im Jahre 1906 erfolgten Gründung des „Deutschen Vereins" ihre Tätigkeit auch in vorbildlicher Weise in außerhäuslicher, natürlich vorwiegend charitativer und sozialer Tätigkeit zu regen. Seit ihnen diese Vereinsgründung Gelegenheit gab, am allgemeinen Wohl und Wehe des Landes teilzunehmen, haben sie sich mit einem wahren Feuereifer der neuen Aufgaben angenommen, und zahlreiche Kinderhorte, Ferien- und Mädchenheime, Koch- und Haushaltungsschulen, Volksbibliotheken, Volkslesehallen usw. zeugen davon, wie sehr die baltischen Frauen, trotz ihrer bisherigen Abgeschlossenheit, die Nöte der Zeit und jene ihres Volkes im besonderen erkennen und auf ihre Weise zu lindern versuchen, mit einer Rührigkeit, die den Vorsitzenden des Deutschen Vereins in Estland einmal sogar dazu veranlaßte, die Männer zu eifrigerem Streben auf diesem Gebiete anzufeuern, „damit", wie er ausführte, „sie von ihren Frauen nicht ganz in den Schatten gestellt würden."

Woldemar Grotius.

Gesundheitspflege

— **Eine Klingel oder Schelle im Krankenzimmer** ist zur Beruhigung des Leidenden geradezu unerläßlich. Wenn er auch nur selten davon Gebrauch machen wird, außer wenn er irgend welche Wünsche bezüglich Besserung seiner Lage, Stillung des Durstes usw. äußern will, so kann anderseits ihr Vorhandensein ihm viel Unruhe nehmen, wenn seine Pflegerin zu häuslichen Verrichtungen das Zimmer verlassen muß. Auch nachts ist eine Klingel am Bett äußerst wertvoll für ihn, einesteils gibt sie ihm die Gewißheit, daß er jeden Augenblick die gewünschte Hilfe erhalten kann, zum anderen aber weiß er, daß feinetwegen die Pflegerin nicht ihre Nachtruhe völlig zu opfern braucht und nur dann auf sein Klingeln herbeieilt, wenn er ihrer wirklich notwendig bedarf.

N. A.

— **Bei heftigem Durchfall**, meist durch Genuß unreifen Obstes oder nicht mehr ganz einwandfreier Nahrungsmittel, hilft meist schnell eine Verabreichung von einer Tasse ungesüßten Kamillentee, in dem man zuvor ½ geriebene Muskatnuß verrührt hat.

L.

Der kriegsgemäße Haushalt

— **Gegenstände aus dunkelfarbigem Tuch**, wie Blusen, Röcke, Kleider, Mäntel oder Jacketts, die durch langen Gebrauch ein vergrautes Aussehen erhalten haben, werden wieder tadellos, wenn man sie mit Salmiakwasser behandelt. Auf 2 Liter Wasser rechnet man 1 Eßlöffel voll Salmiakgeist. Nachdem man Blusen, Röcke oder Kleider über das Plättbrett gezogen hat, bürstet man diese strichweise mit einer nicht zu harten Bürste gut durch. Ist man mit dieser Arbeit fertig, so reibt man mit öfter in klarem Wasser auszuwindendem Lappen die Sachen ebenfalls strichweise ab, worauf man sie, auf Bügel gehängt, nachtrocknen läßt, um sie halbfeucht zu bügeln.

R.

Eine wesentliche Schonung des heute doppelt wertvollen Wäschebestandes erzielt man bei dessen Reinigung auf folgende, oft erprobte Weise: Man gewöhne sich daran, jedes gebrauchte Wäschestück möglichst sofort nach seinem Ausschalten in einem Eimer kalten Wasser einzuweichen, dem man einen Eßlöffel voll Salmiakgeist zusetzt. Nachdem man es etwa einen halben Tag darin geweicht, reibe man es gleichmäßig, aber flüchtig heraus, wobei man sehr schmutzige Stellen mit etwas Tonseife einreibt und lasse es noch einige Stunden in klarem Wasser ziehen, ehe man es zum Trocknen aufhängt. Selbstverständlich braucht man stets nur soviel Wasser zum Einweichen zu nehmen, daß das Wäschestück davon völlig durchnäßt und zusammengedrückt, wenig bedeckt darin ziehen kann. Ebenso ist dieses Einweichwasser auch mehrmals hintereinander zu benutzen, da es seine schweiß- und schmutzlösende Wirkung nicht verliert, wenn man es mit einem Deckel gegen die Luft abschließt. Die auf diese Weise vom meisten Schmutz gereinigten Wäschestücke bedürfen dann bei der eigentlichen Wäsche nur eines ganz geringen Aufwandes von Zeit und Arbeit und werden natürlich viel klarer und gründlicher gereinigt, als andere Wäsche, auf die man die durch den Gebrauch entstandene Beschmutzung von Schweiß, Staub usw. mehrere Wochen ungehindert einwirken läßt. Ein Versuch mit diesem einfachen Verfahren wird die Hausfrau bald davon überzeugen, wie wertvoll der erhaltene Rat ist und wie sie selbst den größten Nutzen in doppelter Hinsicht davon hat, das sofortige Einweichen jedes benutzten Wäschestückes in ihrem Haushalt zur festen Gewohnheit werden lassen.

Luise R.

— **Rostflecke aus Stahlgegenständen**, wie Messern, Wiegemessern, dem Gurkenhobel usw. beseitigt man mit nachfolgender Mischung: 40 Gramm Zinnasche, 10 Gramm gebranntes Hirschhorn und 80 Gramm Weingeist wird mittels Kork auf die fleckigen Gegenstände aufgetragen und damit gründlich geputzt. Mit klarem Wasser nachgespült, werden dann die Gegenstände gut getrocknet oder in die warme Ofenröhre zum Trocknen gelegt.

A.

Erprobte Kriegskochrezepte

— **Rohe Kartoffelpfanne.** 2 Pfund rohe, geschälte Kartoffeln werden fein gerieben und mit 1 Ei, Salz, Muskatnuß nach Belieben, 1 Tasse Magermilch, oder auch Buttermilch, und ebensoviel geriebener Semmel oder Kriegsmischmehl zu einer glatten Masse verrührt, die man in eine mit Fett erhitzte Pfanne gießt. Obenauf einige Butter- oder Margarineflöckchen getan, läßt man die Pfanne, auf einen Stein gestellt, in der heißen Ofenröhre ungefähr 20—30 Minuten backen. Mit Zucker und Zimt bestreut, reicht man die Kartoffelpfanne mit frischem Obst, Pflaumen oder Apfelmus.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191809221-18/fragment/page=0007

zur gegenseitig unterstützen. Anders ist es in Afrika, wo Dorylorenus sich den Wanderameisen angeschlossen hat. Da diese weite Wanderungen unternehmen und bei diesen Gelegenheiten ganze Gegenden verwüsten, hat sich Dorylorenus als reitender Begleiter ihnen zugesellt. Die Wanderameisen sind nicht imstande, die Reiter abzuschütteln und haben sich schon längst in das Unvermeidliche gefügt.

Prof.—z.

*

Um nichts und wieder nichts.

Von Dr. Swift, dem berühmten Dichter von „Gullivers Reisen", dem Dechanten von St. Patrick in Dublin, erzählt sein Freund, der Dichter Pope, eine Anekdote, die so recht zeigt, wie wunderlich, aber auch wie bescheiden der große Mann war.

Pope machte zusammen mit dem Dichter Gay einen Besuch bei Swift. Er saß an einem Tisch und hatte den Kopf in die Hand gestützt. „Wie!" rief er, „Sie sind's? Was bedeutet dieser Besuch? Wie konnten Sie nur die Gesellschaft der großen Herrn verlassen, um einen armen Dechanten aufzusuchen!"

— „„Weil wir Ihre Gesellschaft der der größten Herrn Englands vorziehen!""

„Wenn ich Sie nicht kennen würde, wäre ich sicherlich auf dieses Kompliment hineingefallen. Aber weil Sie nun einmal hier sind, muß ich Ihnen doch ein Abendessen vorsetzen."

— „„Wir haben bereits gegessen.""

— „Wie? Schon? Das erscheint mir sonderbar! Es ist ja kaum 8 Uhr! Hätten Sie nicht diese Vorsicht geübt, so hätte ich Ihnen etwas vorsetzen müssen. Na, was hätte ich Ihnen wohl zu essen gegeben? 2 Hummern 2 Shilling, eine Pastete 1 Shilling. Nun haben Sie zwar so früh gespeist, um mir die Ausgabe für ein Mahl zu ersparen, aber Sie werden es mir doch wohl nicht abschlagen, ein Glas Bier mit mir zu trinken?"

— „„Wir möchten lieber mit Ihnen plaudern.""

„Sicherlich hätten Sie aber getrunken, wenn Sie bei mir gegessen hätten?"

— „„Jawohl!""

— „Also: eine Flasche Porter zwei Shilling, 2 und 2 macht 4 und 1 macht 5. Da, Pope, hier haben Sie eine halbe Krone für sich und eine zweite für Gay. Immer nehmen Sie! Ich will nicht, daß man sich bei mir um nichts und wieder nichts langweilt!"

O—r.

*

Die geheimnisvollen Walfischknochen.

Auf den zerklüfteten Strandklippen der Nordküste Norwegens finden sich häufig ganze Lager von Walfischknochen in einer Höhe von einigen hundert Metern über dem Meeresspiegel, also weit über dem Niveau, das das Meer je in der Quartärperiode erreicht haben kann. Diese Lager erschienen um so geheimnisvoller, als sie offenbar neueren Datums waren, also nicht etwa aus einer früheren Erdperiode zurückgeblieben sein konnten. Der Scharfsinn aller sich dafür interessierenden Gelehrten scheiterte an der Frage, wie die Walfischreste wohl so hoch hinaufgekommen sein könnten. Erst einem Autodidakten, dem kürzlich verstorbenen Hans 1. Nordberg, der allerdings nach Prof. Nathorsts Zeugnis mit ganz außergewöhnlicher Beobachtungsgabe ausgestattet war, war es vorbehalten, nach sorgfältiger Prüfung eine ebenso einleuchtende wie einfache Erklärung dafür zu finden: Menschenhand hat diese Knochen der Meeresbewohner auf die hohen Klippen getragen.

Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts waren die Küsten Norwegens, wie Europas überhaupt, häufig den Angriffen von Seeräubern ausgesetzt. Als Schutzmaßregel hatte sich die stillschweigende Uebereinkunft eingebürgert, das Nahen eines verdächtigen Schiffes den Küstenbewohnern durch Feuerzeichen anzuzeigen, damit sie sich rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Auf weithin sichtbaren Punkten hatte man trockene Steinhaufen aufgeschichtet, auf denen man die warnenden Feuer entfachte. Dort in Finnmarken an den Küsten des nördlichen Eismeers ist der Baumwuchs spärlich, übriges Brennholz gibt es nicht, und darum unterhielt man die Warnungsfeuer mit Rippen- und Wirbelknochen der zu jener Zeit dort noch häufig vorkommenden Walfische. Auch wenn diese Knochen schon geraume Zeit der Luft ausgesetzt waren, hatten sie immer noch genug Trangehalt, um schwelend mit starker Rauchentwickelung zu brennen. Und der dichte Rauch war gerade dem Zwecke besonders dienlich. Namentlich auf der Insel Sörö, westlich von Hammerfest, finden sich noch verschiedentlich Spuren von Brandstätten, die deutlich als solche erkennbar sind, mit Knochenresten großer Walfische.

O—r.

Neue Bücher

— **Das deutsche Volk und seine Fürsten**, eine Antwort auf die Verständnislosigkeiten des Auslandes von Dr. Otto Triesen. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin. Preis 1,25 M. — Die Versuche unserer Feinde, einen Keil zwischen das deutsche Volk und seine Fürsten zu treiben, können in ihrer Widersinnigkeit und Gedankenlosigkeit nicht treffender charakterisiert werden als durch die vorliegende Schrift. Auf Grund der geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Tatsachen gibt sie eine in ihrer Schlichtheit übergzeugende Darstellung der innigen Verbindung zwischen dem deutschen Volke und seinen Fürsten. Sie zeigt die soldatische, wirtschaftliche und geistige Gemeinschaft zwischen Fürst und Volk, die in jahrhundertelanger, gemeinsamer Arbeit wurzelt, und schildert deren segensreiche Wirkungen.

— **In französischer Gefangenschaft** betitelt sich eine Schrift, die A. S. Waldstätter soeben bei J. F. Lehmanns Verlag in München erscheinen ließ (Preis 1 Mk.). Der Herausgeber ist ein Neutraler, dem Berichte eines Offizier-Stellvertreters, zweier Soldaten und eines in französischen Lagaretten als Oberkrankenpfleger tätig gewesenen griechischen Arztes überlassen worden waren. „Wenn er die Berichte veröffentlicht" — so schreibt er im Vorwort — „so möge das zeigen, wie auch Unbeteiligte von Frankreich sich wegwenden müssen voll Empörung über die Bestialität dieser „grande nation". Wenn er weiter hinzufügt, daß die Aussagen von durchaus glaubwürdigen Männern stammen, die sich der Tragweite der Veröffentlichungen wohl bewußt sind und die ihre Angaben „zu jeder Zeit vor Gericht beschwören können", so hat er dies offenbar getan, weil er annahm, daß die geschilderten Tatsachen — richtiger gesagt Verbrechen — beim Leser Zweifel an der Wahrheit der Berichte erwecken könnten. Erschütternd sind denn auch die Schilderungen, die alle Empfindungen, vom Grauen und Abscheu bis zum tiefsten Mitleid, in uns auslösen. Einzelheiten all der Martern aufzuzählen, die diese Männer erdulden mußten, würde hier zu weit führen. Wir können nur allen dringend raten, die Schrift selbst zu lesen — sie wird die leider allzuvielen, die immer noch nicht glauben wollen, was ihrer warten würde, wenn die Franzosen zu uns ins Land kämen, gründlich bekehren. Aber auch für unsere Soldaten, sei es an der Front oder in der Heimat, mögen die Berichte eine Warnung sein. Ganz besonders sei noch auf die Schilderungen des griechischen Arztes, Dr. Pericles Levides, Dozent an der Universität Athen, aufmerksam gemacht, weil es sich hier um die Berichte eines Neutralen handelt, der 15 Jahre in Paris war und der daher sicher für uns ein objektiver Zeuge ist. Er war als freiwilliger Oberkrankenträger in französischen Lagaretten tätig. Seine Aussagen setzen allem die Krone auf, was man bis jetzt an Grausamkeiten, begangen an kriegskranken deutschen Soldaten, erfuhr.

— „**Die weißen Indianer**", Roman von Ewald Gerhard Seeliger. **Kronen-Bücher Band 47.** Preis gebunden 1 Mark und 35 Pfennig Teuerungszuschlag. (Rudolf Mosse, Buchverlag, Berlin SW. 68). Der weitbekannte Dichter Ewald Gerhard Seeliger schenkt seinen zahllosen Lesern in diesem neuen Buch einen Detektivroman besonderer Art. Die ernsthafte Liebesgeschichte gewinnt ihre heitere Seite in dem Augenblick, wo ein braver Detektiv aus dem Schwabenlande die Führung der Handlung übernimmt. Spannende Szenen fügen sich zu einem großen Bilde, und die Flucht des von sozialistischen Ideen erfüllten jungen Grafen aus dem väterlichen Hause ist auf allen Stationen voll wirbelnden Geschehens. Die Fahrt geht nach Amerika, zu den harten, egoistischen „Weißen Indianern", in deren Mitte der junge Graf an Ernst gewinnt und an Erkenntnis — auch an Erkenntnis seiner wahren Gefühle für das schöne, junge Mädchen, das dem hitzigen Flüchtling vom Vater als Gattin zugedacht war. Er kann ihr nicht entrinnen. Mit allen Listen seines Handwerks und seines guten Herzens weiß der Meisterdetektiv die beiden zusammenzuführen. Gespannt und erheitert, immer bewegt, folgt der Leser diesem bunten Spiel des Lebens, den Ränken und Täuschungen, Irrungen und Wirrungen, die zu frohem Ende und weitem Ausblick führen.

— **Paris 1914—18.** Wahrnehmungen eines Augenzeugen von Hans Wram. Eltes bis zwanzigstes Tausend. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha. Preis 2 M. — Dank besonderer Verbindungen durfte der Verfasser bis vor wenigen Monaten sich ungehindert in Paris aufhalten. In beinahe vier Kriegsjahren hat er alle Schichten der Bevölkerung unter der Stimmung wechselvoller Kriegsereignisse beobachten dürfen: Politik, Militär, Wirtschaft, Kunst, Volk wie Presse, Armee wie Geschäftswelt, Staatsmänner, Bürger und Arbeiter — von ihnen allen bietet diese Monographie eines Augenzeugen treue und lebendige Bilder. Ein Buch, das bei der Spärlichkeit unmittelbarer und unverfälschter Berichte aus Feindesland lebhaftester Aufmerksamkeit sicher sein darf; war doch die Erstauflage von 10 000 Stück noch vor Erscheinen vergriffen.

— **Das neue Umsatzsteuergesetz** vom 26. Juli 1918 nebst Luxussteuer und Ausführungsbestimmungen. Für den praktischen Gebrauch ausführlich erläutert von Dr. jur. Fritz Koppe, Rechtsanwalt, Berlin und Dr. rer. pol. Paul Barnhagen, Berlin. Mit Anmerkungen, Beispielen, Buchführungsschema und Sachregister. 6. Aufl. des „Gesetzes über einen Warenumsatzstempel" der gleichen Autoren. Preis gebunden 6,60 M. und 10 Prozent Kriegsteuerungszuschlag. Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin C. 2. Vom 1. August 1918 ab werden alle Warenumsätze mit einem Stempel von 5 % belegt. Im Januar 1919 sind die ersten Umsatzsteuererklärungen nach diesem neuen Gesetz abzugeben. Der von offizieller Stelle gegebenen Anregung zur weitgehenden Mitarbeit bei Einführung in die neuen Vorschriften der Umsatzsteuer und Luxussteuer ist in weitem Umfange entsprochen worden. Unter den mannigfachen Erscheinungen der Literatur zeichnet sich die vorliegende Handausgabe ganz hervorragend durch ihre ausgezeichnete Anpassung an die Bedürfnisse der Praxis aus, wobei noch besonders auf die eingehende Bearbeitung der Luxussteuer hingewiesen sei. Konnte schon der Kommentar der gleichen Verfasser zum Warenumsatzstempel-Gesetz in fünf Auflagen die größte Verbreitung erfahren, so weist das jetzt vorliegende neue Erläuterungsbuch die alten Vorzüge in verstärktem Maße auf. Es vereint in sich die Erfordernisse eines Leitfadens und eines praktischen Handkommentars. Eine allgemeine Einführung, klare, durch zahlreiche Beispiele bereicherte Erläuterungen, vollständige Wiedergabe und Verarbeitung der Ausführungsbestimmungen, vor allem ein besonderes Kapitel über die neue Steuer-Buchführung mit zahlreichen Mustern, endlich eine leicht verständliche Ausdrucksweise, übersichtlicher Druck und ein eingehendes Sachregister werden bei dem wohlfeilen Preise auch dem neuen Koppe-Barnhagen weitesten Eingang in Handel, Industrie und allen sonstigen beteiligten Kreisen sichern.

— **Laubheu.** Wie viele unserer Leser wissen uns Dank, die unsere vorjährige Anregung befolgt und sich eifrig mit Laubheu vorgesehen haben. Laubheu zu sammeln ist jetzt hoch an der Zeit. Es kommt in Frage das Laub von Akazien, Birken, Buchen, Erlen, Eichen, Ahorn, Fichten und Tannennadeln, Haselnuß, Pappeln, Linden, Ulmen, Weiden, Hopfen, Eichen, Liguster und diese andere. Je länger mit dem Sammeln gewartet wird, desto ärmer an Nährwerten wird das Laub. Das Sammeln aber darf nicht wahllos geschehen. Wir müssen die Futtermittel, also auch das Laubheu nach ihrem Nährgehalt werten und einschätzen lernen, damit wir auch die Zeit genau einhalten, wenn der Nährwert am höchsten, wenn diese am wertvollsten sind. Unentbehrlich wird bei dieser Arbeit die im Verlage der L. V. Enders'schen K.-A. Leipzig, Königstraße 35/37 erschienene Schrift: „Futtermittel für Geflügel und sonstige Kleintiere" von Georg Wieninger, sein. Die Schrift führt im Anhange eine große Zahl Futtermittel für Geflügel und sonstige Kleintiere mit Angabe ihres Nährwertes auf Grund von Untersuchungen der k. k. landw.-chem. Versuchsstation in Wien und anderer Anstalten an. Diese Zusammenstellung ist mit großer Sorgfalt gearbeitet worden, und dürfte sozusagen alles enthalten, was bezüglich der Futtermittel für Kleintiere in Betracht kommen kann. Diese wertvolle Schrift wird nicht nur dem Kleintierzüchter, sondern auch dem Landwirt von Beruf eine wahre Fundgrube werden. Gegen Einsendung von 35 Pf. wird sie überallhin vom genannten Verlag portofrei versandt, aber auch jeder Buchhändler besorgt sie. Partiepreise einschließlich 10 Prozent Kriegszuschlag bei portofreier Zusendung: 50 Stück 11,40 M., 100 Stück im Postpaket 21,40 M.

Zu beziehen durch die

Goethe-Buchhandlung von Franz Joest Verlag

Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63. Fernruf 4520.

— **Gefüllter Kaninchenbraten.** Ein vorbereitetes Kaninchen wird von den Rippen befreit, das Innere mit Salz ausgerieben. Dann brennt man eine in kaltem Wasser eingeweichte, wieder ausgedrückte Semmel in einem Tiegel mit 1 Eßlöffel Margarine oder Oel, ebensoviel kleingeschnittener Zwiebel und 1 Teelöffel feingewiegter Petersilie solange ab, bis sich die Masse vom Topfe löst, worauf man sie mit 1 Ei, 1 Prise geriebener Muskatnuß, Salz und Pfeffer nach Geschmack mischt und die Masse (evtl. noch mit etwas Grieß gebunden) in das Kaninchen füllt, worauf man es mit großen Stichen zunäht. In mit Fett erhitzter Pfanne wird das Kaninchen von allen Seiten angebräunt, worauf man es unter Zusatz von Wasser und Beigabe einer nelkenbesteckten Zwiebel, 1 Stückchen Möhre, Petersilienwurzel und 1 Scheibe Sellerie weich schmoren läßt. Vor dem Anrichten verdickt man die kräftige Brühe mit etwas verrührtem Kartoffel- oder Kriegsmehl und würzt sie evtl. mit 1 Eßlöffel Apfelwein und 1 Messerspitze Butter.

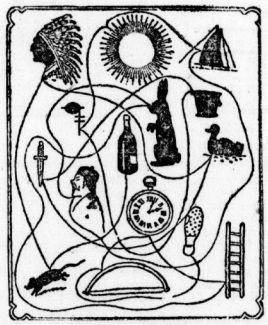
— **Kaffee-Ersatzmittel.** Um Eichelkaffee herzustellen, sammle man reife, saftige Eicheln, schneide sie quer durch und übergieße sie mit kochendem Wasser, in dem sie erkalten und 24 Stunden stehen bleiben. Dann gießt man sie ab, überbrüht sie nochmals in gleicher Weise und läßt sie wieder 24 Stunden stehen, wodurch die allzu bitteren Säfte entzogen werden. Darauf schüttet man sie auf mit Papier belegte Bleche und läßt sie im warmen Ofen langsam trocknen und dörren. Nun löst man die Schalen ab und röstet den Eichelkaffee wie Bohnenkaffee, allerdings nicht so dunkel wie diesen, sondern nur hellbraun. Er ist namentlich für nervöse Personen, rachitische und skrofulöse Kinder ein vorzügliches Kräftigungsmittel und Morgengetränk.

— **Lupinenkaffee.** Auch die Lupine gibt mit ihrem Samen einen guten Kaffee-Ersatz. Dann werden sie zunächst mit kochendem Wasser überbrüht, darauf gekocht, bis sie zu platzen beginnen und schließlich zum Abtropfen auf ein Sieb gegossen und in warmer Ofenröhre gedörrt. Beim Brennen röstet man sie wie die Eicheln hellbraun.

Daß die Früchte der Maulbeere als sehr guter Kaffee-Ersatz verwendet werden kann, ist vielen Hausfrauen noch unbekannt, obgleich sie mit zu den würzigsten Kaffee-Ersatzmitteln gehört. Sie wird zwischen feuchten Tüchern sauber abgerieben, dann zunächst an der Luft und später im Ofen getrocknet, um dann ebenfalls wie Kaffee, jedoch nicht so dunkel geröstet zu werden.

Spiel- und Rätselecke

Problem: „Der Zeitungstiger."



Zug-Bilder-Rätsel.

Münzenlege-Aufgabe.

Zehn Münzen sind auf fünf graden Linien so auszulegen, daß auf jede Linie vier Münzen zu liegen kommen.

Skat-Aufgabe.

Vorhand A hat: Kreuz-As, 10, 9, 8, 7, Pik-Junge, Herz-Junge, Karo-Dame, 9, 8;
Mittelhand B hat: Kreuz-Junge, Pik-As, 10, König, 7, Herz-As, 10, 9, 7, Karo-Junge;
Hinterhand C hat: Kreuz-König, Dame, Pik-9, 8, Herz-König, Dame, 8, Karo-As, 10, König.

B reizt Tournee bis Pik-Solo, das er unverlierbar in der Hand hat und überbietet dann das Kreuz-Solo der Vorhand durch Grand. B verstößt dadurch gegen die Regel, mit nur zwei Jungen und zwei langen Farben in Mittel- oder Hinterhand Grand zu spielen, wenn bis Solo gereizt worden ist. Da man in diesem Falle annehmen muß, daß zwei Jungen mit einer langen Farbe in einer Hand sitzen. Er verliert denn auch das Spiel und wird Schneider. Was spielt A aus?

Anagramm.

Von einem kriechenden Geier
Verwechsle Kopf mit Fuß,
Dann huschts herum auf Beinen vier,
Dem Landwirt zum Verdruß.

Auflösungen der vorigen Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe.

1) S. F6 — E4	1) K. H2 nimmt D6 oder A)	
2) L. D2 — F4	2) L. D6 — E7. Am Besten.	
3) L. F4 — D6	3) Beliebig.	
4) S. E4 — D2 oder nimmt C5 Schach und Matt.		
A)		
1)	1) K. H2 — G1.	
2) L. D2 — B4	2) L. oder T. beliebig.	
3) S. B5 — D4 + ...	3) Beliebig.	
4) S. E4 — D2 oder nimmt C5 Schach und Matt.		

Auflösung des Vexierbildes: „Wo ist der Pilger?"

Bild links drehen, dann rechts zwischen Blattpflanzen und Bäumchen in der Mitte.

Auflösung des Lieder-Rätsels.

Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.
Droben stehet die Kapelle,
Hier hab ich so manches liebe Mal.

Auflösung des Turmzug-Problems.

„Ich will" ist ein gewichtig Wort,
Spricht mit sich selbst der Mann,
Dem steht gegenüber in der Welt
Doch nur das Wort „ich kann".

Auflösung des Ketten-Rätsels.

Armreif, Reitrock, Rockhuk, Schuhteil, Teilstück, Stückgut, Gutschrift, Schriftwert, Wertstoff, stoffhaft, haftbar, Bargeld, Geldschrank, Schranktür, Türwand, Wandarm.

Auflösung des Kapsel-Rätsels.

Anilin — Nil.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Hans Simon.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191809221-18/fragment/page=0008